Gorgona.

Bilder

aus dem

französischen Mittelalter

von

August Lewald.

Erster Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

69. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

„Nur zu! und laß Dich ins Gewebe
„Der Zweifelei nicht thörig ein;
„Denn wenn es keine Hexen gäbe,
„Wer Teufel möchte Teufel sein.“

Faust, II. Theil.

Der Verfasser stellt hier eine Reihe von Bildern auf, kleine Versuche — die, wenn sie gleich hin und wieder ins historische Gebiet schweifen — doch mehr dem eigentlichen Genrefache angehören wollen.

Man hoffe nicht Bourdon, Poussin oder Lesueur in wohlgelungenen Copien zu finden; höchstens dürften kleine Züge dem alten Meister François Clouet, genannt Janet, entlehnt sein. Eben so wenig erwarte man eine minnesüchtige und turnierlustige französische Mittelalterlichkeit wieder ein-

mal begrüßen zu können, wie sie vor einigen Jahrzehenden Mode war. Es ist die alte, finstre Zauberwelt, die aus diesen Bildern zu uns spricht. Der Himmel voll schwarzer Wolken, dahinter lauernde Ungethüme, Glück und Unglück bedeutende Gestirne, herumziehende Magier mit erhobenen Zauberstäben, angsterbebende Menschen, drohende und strafende Gerichte, Folter und Scheiterhaufen — Qualen diesseits und jenseits.

Der Verfasser fand eine flatternde Sage, die an verschiedenen Personen, wie an verschiedenen Ländern haftet, die von Frankreich nach Tyrol, ja nach Italien sich verirrt und die den Stempel jener finstern Zeit an sich trägt. Diese gab ihm die Staffage. Alte, bilderreiche Chroniken, Baudenkmale und andere Werke des Mittelalters ertheilten ihm die nöthigen Aufschlüsse und lehrten ihn seine Farben mischen. Genaue Kenntniß der Oertlichkeit verlieh ihm den Hintergrund. Und so sind diese Schilderungen entstanden, deren Hauptelement, der Zauberglaube, kein leeres Hirngespinnst war, sondern eine wirklich historische Thatsache, furchtbarer wie Krieg und Pest, blutiger, überraschender und länger anhaltend.

Erst in neuerer Zeit haben die Pariser selbst angefangen, Blicke nach ihren schönen Ruinen und

alten Sagenthürmen zu werfen, aber — sonderbar genug — haben sie es stets vermieden, das schauerliche Zweifellicht, das darum webt, bei ihren Schilderungen wiederzugeben, so vielverbreitet auch sonst die Lust daran bei dem Publicum ist. Es ist, als scheueten sie sich, das aufgeklärte Paris als den Sitz des Aberglaubens zu nennen, und versuchen sie sich einmal in dieser Weise, so verlegen sie gern den Schauplatz nach Böhmen, dem Vaterlande aller Finsterniß und der Zigeuner, nach ihrer Meinung. So wie es in ältern deutschen Romanen einst Mode war, die Romantik stets nach Spanien und Italien zu bannen.

Bevor wir nun zur Ansicht der Bilder schreiten, wollen wir einen schnellen Rundblick auf den Schauplatz werfen, der denselben zum Hintergrunde dient.

Unser Paris ist hundert Jahre älter, als das von Victor Hugo, in Notre-Dame, und zwei hundert Jahre als das von Merimée in seiner Chronik geschilderte.

Nach Hugo war die Stadt schon: une ville-géante, die sich seitdem nur um ein kleines Drittheil vergrößert hat; unser Paris zählte nicht voll 40,000 Einwohner.

Es lag, wie noch jetzt, an dem Zusammenströmen zweier Gewässer; sein Kern war auf dem

stark hügeligen Boden einer Insel erbaut. Eine schmutzige Häusermasse, winkelige Straßen, oder vielmehr Gäßchen, bildend, aus denen die gothischen Glockenthürme vieler Kirchen hervorragen, umgeben von starken, durch die Zeit geschwärzten Mauern von Werkstücken, und von dünnen, cylinderförmigen Thürmen, mit hohen, spitzigen Dächern, welche dem Ganzen einen traurig-finstern Charakter, das Ansehen eines weiten Gefängnisses verleihen.

Am Tage treibt sich hier eine bunte Volksmenge hin und her, und ein lauter Lärm erfüllt die Luft. Schon damals wurden bereitete und rohe Speisen zum Verkaufe ausgerufen, Kranke stehen vor der Thür, klagen laut ihre Gebrechen und flehen um Hilfe und milde Spenden, vor den Leichen gehen Leute, welche schreien: „priez Dieu pour le trepassé;“ königliche Befehle werden an den Straßenecken verkündet, und Spottlieder wurden schon damals von dem Pöbel gesungen, gleichwie die heutigen Schmähcouplets auf den öffentlichen Plätzen.

Man gewahrt sogleich aus dem Haufen die grellabstechendsten Physiognomien und Trachten; es ist ein Zusammenfluß aller Stände und vieler fremden Nationen. Mit der Abenddämmerung jedoch durchziehen Wächter in allen Richtungen die Stadt, verkünden laut Stunde und Wetter, ermahnen die

Pariser, das Feuer zu löschen und sich zur Ruhe zu begeben. Dies nannte man l'heure du couvre-feu. Alsbald verschwinden die Lichter in den Fenstern, und die schwarzen großen Steinmassen stehen finster dräuend da. Die dunkeln Flüsse rauschen geheimnißvoll murmelnd daran hin, als sprächen sie von unbegreiflichen Verbrechen. Hier und da wird jetzt ein leiseres Treiben vernehmlich als am Tage, und mit unheimlichen Wesen wird die Nacht bevölkert, und man vernimmt manch ängstlichen Schrei, manch bangen Nothruf um schnelle Hilfe, der plötzlich erstickt in der Kehle des Rufenden . . . .

— — — Eine solche Nacht war es, tiefschwarz und kühl, die sich über Paris gelagert hatte. In der Strohgasse, wo die Schüler der Pariser Hochschule wohnten, die bei den Vorlesungen, welche dort gehalten wurden, auf Stroh saßen, wovon jene Straße den Namen führte, war es um so finsterer, da sie eng und krumm war. Ein Fenster in einem mäßigen Hause war hell. Wir erblicken dort in einem Zimmer einen stattlichen Mann, der sein schwarzes, langes und weites Gewand ablegt, um sich in die ärmliche Tracht eines gewöhnlichen Handwerkers zu kleiden. Er überzieht das Gesicht mit einer dunklern Farbe, als es von Natur hat und verwandelt durch ähnliche Künste seine castanien-

braunen Haare in schwarze. Alles mit sichtbarer Hast, doch ohne Aengstlichkeit zu verrathen.

Dann steckt er eine kleine Capsel und eine Waffe zu sich, betrachtet mit einem Blicke, worin sich eher Verachtung als Wehmuth malt, das Zimmer, worin er wohnte, und das er so eben verlassen will. Sein Auge heftet sich auf den unansehnlichen Hausrath, und verweilt dann länger auf einigen Büchern, die auf dem Borte stehen. Seine Miene nimmt den Ausdruck des bittersten Spottes an, und er bricht in die Worte aus:

„Lebt wohl, ihr stummen Zeugen meiner freiwilligen Verbannung! Ich muß wieder hinaus in die Welt, um den mir vom Schicksal bestimmten Platz einzunehmen. Ich will mich nicht wegen Glauben oder Unglauben, Ketzerei und Zauberei, Himmel und Hölle, Gott und Teufel verbrennen lassen, wie Jacob von Molay, der Weise! und Guy von Normandie, der Tapfere! Ich will herrschen und meine Freiheit bewahren — ja — ich will! das ist mein Vorrecht — der Mensch hat einen Willen, nicht das Thier. Der Esel verhungert zwischen einem Bunde Heu und einem Troge Wasser, wenn Hunger und Durst zu ganz gleichen Theilen ihn beherrschen, weil nur dies ihn bestimmt und er keines freien Willens fähig ist. Ich aber bin

ein Mensch — und will nicht ohnmächtig versiegen, sondern kräftig leben!"

Und mit diesen Worten ging er stolz aus seinem Hause und graden Schrittes nach dem Spital von St. Julien-le-Pauvre, um sich unter die Pilger und Reisenden zu mischen, die dort Nachtherberge erhielten, als sei auch er eben in Paris, vom Wege ermüdet, angelangt. —

— Dieser Mann war Jehan Buridan, nach aller Leute Meinung, geboren zu Bethune, im Artesischen, der sich jedoch, in frühester Jugend, unter anderm Namen, am Hofe Roberts des Zweiten, Herzogs von Burgund, aufgehalten haben soll. Er wurde von den Gerichten verfolgt, weil er für einen Anhänger des Tempelordens und für einen Schüler seines letzten Großmeisters Jacob Bernhard Molay galt, der am Montage den eilften März 1314, Abends, auf einer Insel der Seine, nahe dem Augustinerkloster, verbrannt worden war.

Die Worte, welche wir Buridan eben sprechen hörten, machen den Hauptbestandtheil eines von ihm verfochtenen Satzes aus, und das Bild des Esels zwischen einem Bündel Heu und einem Troge Wasser, gab lange Zeit Veranlassung zu dem Sprichworte von „Buridans Esel," dessen Spinoza auch in seiner Ethik Erwähnung thut.

Wenn Buridan nach Einigen Rector der Pariser Universität gewesen sein, nach Andern sogar die Wiener begründet haben soll, so ist dieser gelehrte Mann doch auch zugleich der Held der seltsamsten Sagen, fast wie unser Faust, und von dieser Seite wollen wir versuchen, ihn für unsere Bilderreihe anziehend zu machen.

I.

Jourdan Ferron und sein Schüler.

Unweit der Kirche St. Jaques, an der Ecke der Straße des Ecrivains in Paris, stand ein altes Gebäude, das aus seiner Umgebung seltsam hervorstach. Rings umher hatten Wind und Wetter, und der Schmutz der engen, vielbesuchten Straße, die Häuser mit einem einförmigen, verwitterten Grau bekleidet; das Haus, von dem wir sprechen, war aber mit hellem Weiß getüncht, und zwischen den Fenstern, die unregelmäßig, wie es die innere Einrichtung, nicht die äußere Schönheit erheischte, angebracht waren, erblickte man seltsame Schriftzeichen und Abbildungen von Thieren, wie wir solches auf den nach Europa gelangten Obelisken zu sehen bekommen können und die man Hieroglyphen heißt. Das Gebäude war nicht hoch, denn

es hatte eigentlich nur ein Stockwerk, da das, was man gemeinhin zu „ebener Erde" zu nennen pflegt, halb unter der Erde sich befand. Dieses war und ist noch bei vielen Gebäuden jenes Theiles der Stadt anzutreffen, da zu verschiedenen Zeiten das Straßenpflaster erhöht wurde, und so die Häuser mit ihren Stockwerken immer tiefer in die Erde sanken. Es giebt deren, welche drei Kellergeschosse über einander besitzen, und bei Nachgrabungen stößt man auf die alten, gutgepflasterten Straßen unter den neueren, die sich hier und da wie eine Brücke darüber wölben.

Noch ruhete auf jenem Hause, dem wir bereits einige Aufmerksamkeit zugewendet haben, ein unförmliches Dach in dreieckiger Form, das seine Giebelseite von der Straße wegkehrte. Zwischen diesem Dache und der niedern Eingangsthür erblickte man ein männliches und ein weibliches Bild, in der Tracht damaliger Zeit, deren Gesichtszüge eben nicht zu den für sich Einnehmenden gezählt werden konnten.

Der Mann war fast dunkelbraun und von großer Magerkeit. Eine starre Unempfindlichkeit malte sich in seinen Zügen, und ein kargzugemessenes Barthaar von hochrother Farbe, das der Maler mit einem Aufwande an Zinnober und großer Sorgfalt wiederzugeben sich bestrebt hatte, vollendete die-

ses Bild einer abstoßenden Häßlichkeit. Die Frau zeigte das grellste Gegenstück dazu. War jenes zu braun, nach unsern Schönheitsbegriffen, so war dieses so leichenhaft bleich, daß man sich mit Widerwillen davon wegwenden mußte. Die bläuliche Färbung um den Mund, der halbgeöffnet war, die längliche, in eine weiße Spitze endigende Nase, und die nach oben gekehrten, gebrochenen Augen, erhöheten den unangenehmen Eindruck noch, und man konnte nicht zweifeln, das Bild einer Leiche vor sich zu haben. Und in der That war es so.

Jourdan Ferron, der dies Haus bewohnte, hatte sich und seine Frau Meline la Henrione, wie sie als eine von ihm beklagte Leiche vor ihm lag, durch einen lombardischen Künstler über der Thür seines Hauses hinmalen lassen. Dies Aushängeschild mußte wohl freilich nicht einladend zum Besuche gewesen sein, denn Schriftsteller, die mehrere hundert Jahre später lebten, schildern uns diese Bildnisse noch auf eine abschreckende Weise; dessenungeachtet sah man häufig, besonders zu jener Tageszeit, wo man, nach einem alten französischen Sprichworte, den Wolf vom Hunde nicht mehr unterscheiden kann, dichtverhüllte Gestalten, Masken vor dem Gesichte, oder den Mantel über den Kopf geschlagen, zu Meister Jourdan Ferron eintreten, der im Rufe großer Weisheit und übernatürlicher

Kräfte bei allen Parisern, Vornehmen und Geringen, stand.

Mehr als dies je wohl in irgend einer Stadt Deutschlands der Fall gewesen sein mag, herrschte zur damaligen Zeit bei den Parisern der Glaube an Zauberer, Wahrsager, Gespenster, Teufel und Hexen. Durch das Verbrennen der letzten Tempelritter glaubte anfänglich das Volk den eigentlichen Stammsitz bösen Zaubers vernichtet zu haben. Aber nicht lange währte dieser Wahn.

Die beiden Ankläger des Ordens, der Prior der Templer der Provinz Toulouse, Heribert von Montfaucon, und der Florentiner Noffo von Noffo-Dei, boten zu allem hilfreiche Hand, und verriethen die reichen Schätze von der Templer tiefer Wissenschaft, die eben nach der Meinung des Volks geheime Kräfte sein sollten, den profanen Händen ihrer Richter.

Der Graf von Longueville, Enguerrand de Marigny, der bereits unter Philipp, dem sogenannten Schönen, Frankreich regiert, und die Ritter durch seinen fanatischen Bruder, den Erzbischof von Sens, hatte richten lassen, schwelgte nun, von einer unersättlichen Begier zu jenen Wissenschaften getrieben, in den Archiven des Ordens, welche dieser seit zwei Jahrhunderten in seinem prächtigen Hause, Ville neuve du Temple, am

obern Ende der Kirche St. Jean en Grève, aufgehäuft hatte.

Durch diesen Fang des Ministers war aller Abenteuerlichkeit Thür und Thor geöffnet, und bald hatte er selbst nicht nur den Namen eines Zauberers und Giftmischers, der selbst über seinen König und Herrn eine verderbliche Macht ausübte, sondern, gleich einem uralten Pharao Aegyptens, war er mit einem Kreise von Astrologen, Alchymisten und andern geheimnißreichen Wesen umgeben.

— Es war um Pfingsten des Jahres 1314. — Die durch Alter geschwärzte Kirche St. Jaques, dem Hause Jourdan Ferrons gegenüber, hatte, gleich der himmlischen Jahreszeit, die Alles belebte und verwandelte, und dem freudigsten Feste, das alle Gemüther heiter stimmte, auch einen bunten und erfreulichen Schmuck angenommen, der aber freilich einem Tempel der Christenheit wenig ziemte. Es waren nämlich rings umher Teppiche aufgehängt worden, die mit grellen Farben, rohe Augen und Sinne bestechend, den Roman der Rose und des Gottes der Liebe und des Alters in unkeuschen Schildereien dem Volke preisgab. Dabei war der betäubende Duft starkriechenden Räucherwerks und einer Unzahl frischer Blumen nicht gespart, woran die Jahreszeit keinen Mangel litt, und überdies hatte man, nach Beendigung des heiligen Amtes,

durch eine Oeffnung der Decke, eine Menge verliebter Tauben und brünstiger Vögel in die verschlossene Kirche hinabflattern lassen, die erst ängstlich hin- und herflogen, dann aber, zwitschernd, alle Gesimse, Knäufe, Karnieße und vorspringende Getäfel einnahmen, und auf Altären, Gemälden und Sculpturen aller Art ihren verbuhlten Tändeleien und natürlichen Trieben freien Lauf ließen, zum Ergötzen der anwesenden Menge, die darauf sehnsüchtig harrte.

Zur selben Zeit befanden sich in der Stube Jourdan Ferrons zwei Menschen; der Eine, Aeltere, emsig mit der Arbeit beschäftigt, während der Andere, Jüngere, über die, durch grüne Vorhänge halbverhüllten, Fenster feurige Blicke nach der geöffneten Kirchenpforte sandte, wodurch sich ein Menschenstrom wälzte, aus dem manch schöner Mädchenkopf, auf weißen Schultern und schlankem Halse, blühend emporragte, und die Sinne des Jünglings mit wunderbarer Macht zu erregen schien.

Scheu blinzelte der Andere von der Arbeit zu ihm hin, und der Mund verzog sich dabei wie zum Sprechen, jedoch wurde keine Sylbe vernehmbar, denn ein Wachsbild, der Natur so getreu nachgebildet, als ob es lebte, stand vor ihm und wurde hier gestrichen, dort gedrückt, um bald einer Stelle mehr schwellende Rundung zu geben, bald einer

andern mehr Ebenheit und Glätte zu verleihen. Dabei wurde mit Farben und andern Mitteln hantiert, die Täuschung auf das Höchste zu treiben.

Eine Stunde war bereits auf diese Weise verstrichen, und der Meister trat einige Schritte zurück, um mit prüfendem Kennerauge sein Kunstwerk zu betrachten.

„Entziehe den Vorhang rechts, um drei Viertel der Fensteröffnung, Robert," sprach Meister Jourdan Ferron jetzt zu seinem Schüler, „damit ich mein Werk in dem rechten Lichte betrachten kann. So — nicht weiter!" setzte er hinzu, und schielte dabei wieder recht heimlich nach dem Jüngling, der gethan hatte, was ihm befohlen worden war, und dann, in Gedanken vertieft, wieder zum Fenster hinaus, grade in das offene Kirchthor hineinschaute.

Plötzlich schreckte er auf, denn eine schwere Hand hatte seine Schulter berührt und er sah das braune, rothbehaarte Gesicht seines Meisters, nahe dem seinigen, die grünlichen, starrblickenden Augen, keine halbe Spanne von seinen Augen entfernt, in denen sich Leben, Liebe, Hoffnung und Sehnsucht mit schwärmerischer Gluth malten.

„Der Volt ist beendigt," sagte Jourdan mit milderm Ton der Stimme, „und ich habe Deiner nicht mehr nöthig. Jetzt muß er mit den geheimen Formeln geweiht werden, und dazu brauche ich eine

gute Zeit. Du kannst nun gehen, doch wenn der Wächter die achte Stunde ausruft, dann lösche ich meine Lampe, das weißt Du, und dann mußt auch Du zu Hause sein. Vermeide die Orte, wo meine Feinde wohnen. Treibe Dich nicht in verdächtigen und unsichern Winkeln umher — die grande-truanderie und das Vallée-de-misère sind solche. Auch dem Thore von Philipp Hamelin bleibe ferne, es ist dort nicht geheuer. Wenn Dir Cavaliere vom Hofe begegnen, lasse ihnen das obere Pflaster und springe in eine Pfütze, wenn es sein muß. Hast Du Alles gemerkt, was ich Dir sagte? . . . . Ei, da bist Du ja schon ganz angethan! Es sieht aus, als ob Du es gar nicht erwarten könntest — meine Besorgnisse scheinen wohl ungegründet — wirst Dich nicht weit von meinem Hause entfernen —"

„Ich werde Alles genau befolgen, wie Ihr mir sagtet, Meister Jourdan," sprach der Jüngling, und drückte einen grauen Hut, dessen breite Krämpe an der einen Seite etwas aufgeschlagen war, schief auf die braunen Locken. „Sorgt nicht — Alles — Alles —"

Und damit hatte er die Thürklinke ergriffen.

Aber Jourdan nahm ihn bedächtig bei der Hand.

„Willst wohl nur hinüber in die Kirche und eine Abendandacht halten? Hab' ich's nun errathen?" fragte mit heimlicher Tücke Jourdan.

Der Schüler ward mit Gluth übergossen.

„Siehst Du wohl? und grade die Kirche ist ein Ort, wo Dir Gefahr droht," fuhr Jourdan fort. „Und grade am heutigen Feste wird eine Begier in Deinem Herzen dort erregt werden, die Du niederkämpfen solltest. Oder ist es wirklich das schöne, weiße Christenmädchen, das der alte Jude Manassès von Vierzon vorgibt, gefunden zu haben, das Dich zur Lust entflammt, und das Du an jener entweiheten Stelle sehen willst, die von Thoren oder Heuchlern noch jetzt eine heilige genannt wird? O Schande über Dich, Robert, wenn Du so meine Lehren vergessen könntest! Was findest Du so reizend an der Dirne? Ihre Augen? He, he, he!" setzte er lachend hinzu, indem er einen Schrank öffnete, worin Hunderte von Augen nebeneinandergereihet lagen, als wären sie aus den Köpfen gesunder Menschen, mit seltener Kunst, ganz unverletzt herausgerissen worden — „oder ihre Nase — ihre Haare — ihren Mund — ihre Zähne — welcher Theil endlich ihres Körpers ist es, der Dich am Meisten anzieht?"

Bei diesen Worten hatte er Schränkchen und Kästchen schnell nacheinander geöffnet, und die Blicke des Jünglings überflogen, brennend, einen Schatz todter Schönheiten, die, harmonisch vereinigt,

den Zauber des höchsten Reizes entfalten, die heißeste Begier hätten entzünden können.

„Sieh, Närrchen,“ sprach nun gar heimlich schmunzelnd der Meister, „alle diese Reize sind Dein, Du kannst daraus wählen, darin wühlen, und Dir ein Liebchen zusammensetzen, nach Wunsch und Begehr, und ich, Dein Meister beleb' es dann zu Deiner Freude, weil ich Dich gern habe und Dir gern zu Gefallen bin.“ Er lachte, brach jedoch sogleich ab und setzte sehr ernst hinzu:

„Ergehe Dich immerhin, wo Du willst, erblickst Du sie, die Deinen Sinn gefangen hält, so schaue Dich nur satt daran und schwängere Deine Phantasie mit ihrem Bilde — das will ich — aber sprich nicht mit ihr, — denn sie ist des Juden — und mit ihm sollst Du keine Gemeinschaft haben. Jetzt gehe aber, denn bis zum „Feuerlöschen“ ist's nur noch ein Stündchen.“

Hierbei schob er seinen Schüler zur Thür hinaus.

Als er sich allein sah, machte er sich eilig darüber her, seinen Volt, wie er die Wachsfigur nannte, von ihrer Stelle zu heben und in einen bereitstehenden Korb zu legen, den die Diener des Gerichtshofes des „hohen und herrschenden Kaiserthums Galiläa“ zu diesem Behufe hingebracht hatten.

Mit der Anfertigung eines solchen Volts war ein ganz eigenthümlicher Aberglaube verknüpft; war nämlich ein Verbrecher, oder überhaupt ein von den Gerichten Verfolgter, welches damals nicht gleichbedeutend war, flüchtig geworden, so ließen die Richter eine diesem Menschen ganz ähnliche Wachsfigur anfertigen, die durch einen in der schwarzen Kunst Eingeweihten, die nöthige Besprechung empfing und dann statt des Entfernten gemartert, ja selbst hingerichtet wurde, wo man der festen Ueberzeugung lebte, jener empfinde die Martern alle und erleide den Tod, wo er sich auch befinden möge. Der Korb mit diesem Volt, an dessen eigentlicher Weihe der schlaue Meister Jourdan, nun er allein war, nicht mehr dachte, sondern sich begnügte, einige räthselhafte Charaktere darauf zu schreiben, wurde schnell bei Seite geschoben, und aus einer wohlverschlossenen Kammer ein üppig schönes Frauenbild hervorgeholt, das er in einer Nische auf ein Ruhebett legte. Er hatte kaum Zeit, die Vorhänge zu schließen, denn schon klopften die Diener des „Kaisers von Galiläa," mit diesem lächerlichen Titel wurde der oberste Präsident jenes Gerichtshofs benannt, an die Thür.

Jourdan öffnete und es trat ein langer Mann mit komischem Ernste ein, dem vier Andere, in schwarzen Kutten, folgten. Er selbst trug einen

kurzen Mantel von rother Wolle, auf dem ein kleiner Hermelinkragen paradirte, darunter ein Bruststück von hellpolirtem Stahl und eine eben solche Sturmhaube. Große Handschuhe und ein furchtbares Schwert vollendeten das Kriegerische seines Anblicks.

„Habt Ihr, Meister, den Volt gefeit, wie es Eure schwarze Kunst, im Namen Belzebuths und Vauverts, erfordert?" fing er an, „so gebt her, diese tüchtigen Männer werden ihre Schultern damit beladen, um ihn an Ort und Stelle zu bringen —"

„Hier ist das Werk, das ich in sieben Mal sieben Nächten, mit Hilfe meiner dienstbaren Geister vollendet habe, und es steht Euch frei, es bringen zu lassen, wohin es Euch beliebt, Messire Adam de Hordain. Aber weder der Fliegengott Belzebuth, den finstre Juden anbeten, noch der heidnische Satan Vauvert, der draußen in dem uralten Isisgrabmale sein Wesen treibt, haben mir dabei geholfen — sondern einzig und allein —"

„Schon recht — schon recht, Meister," unterbrach ihn Adam de Hordain, der sich Hauptmann der Leibwacht des Kaisers von Galiläa nannte, und eigentlich nur erster Botenmeister jenes Tribunals war, wie wir uns heutzutage ausdrücken würden. Er war näher zu der Wachsfigur getreten, und mit

einer Hand sich auf sein breites Schwert stützend, strich er mit der andern seinen ansehnlichen Bart und verweilte mit langem, prüfendem Blicke auf der Puppe.

„Hm!" brummte er dann vor sich, „es ist ein ganz passables Mannsbild, Ihr habt Euch genau daran gehalten, was wir Euch von dem Menschen mitgetheilt haben. Doch wer kann sagen, daß es dem Teufelskerl ähnlich sehe? Vermag solch ein Hexenmeister nicht Alles? Sieht er heute nicht so — morgen nicht anders aus? Mithin können wir getrost annehmen, daß auch dieses Bild dem fraglichen Buridan, der uns viel zu schaffen macht und ewig lang in Athem erhält, ähnlich sehe und somit Holla!"

„Seid versichert," nahm nun Jourdan das Wort, „Messire Adam de Hordain, daß jede Schraube, die Ihr an diese Glieder setzt, dem wirklichen Buridan Schmerzen verursachen wird, wo er auch sein möge. Aus den Armen eines Mädchens, von ihren glühenden Küssen erstickt, wird er sich emporreißen, vermeinend, daß ihn die vierfach gespaltene Zunge der Natter verletze —"

„In den Armen des Mädchens?" wiederholte der Hauptmann der Leibwacht bedächtig. „Ist es Euch nicht bewußt, daß die Tempelherren das Gelübde der Keuschheit ablegen?"

„Ablegen — wohl," erwiderte Jourdan, „aber halten? Mit Nichten, Messire Adam! Was nur von Sünde uns ablocken darf vom Wege, haftet an diesen Satanskindern. Und war Buridan denn Tempelritter? Ihr wißt ja wohl, daß er nur als Noviz sich im Tempel aufhielt und von dem weichlichen Gesindel zu schnöder Sünde verführt wurde. Ich weiß es aber aus sicherer Quelle, welche nie trügt, eine große Schuld lastete auf Buridans Gewissen, und Buße thun wollte er — oder er hatte es wenigstens im Sinne, als der Arm der hohen Richter auf Erden dem Treiben der Ritter ein Ende machte. Er wird sich jetzt, da der alte Molay todt ist, anders besonnen haben, und auf dem gewohnten Pfade fortwandeln."

„Nun meinetwegen!" rief wild der Hauptmann, „lange wandelt er nicht, dafür stehe ich Euch, denn morgen Abend hängt der Volt hier am Galgen —"

Hierbei zog er ein Beutelchen von Seide, an Golde schwer, das er in des Meisters Hand gleiten ließ, ohne sie zu berühren.

„Dies hier ist der bedungene Lohn, den Euch der Kaiser von Galiläa durch mich einhändigen läßt," setzte er hinzu, „und nun, Ihr Freunde, hebt diesen Buridan in effigie fein säuberlich in die Höhe und bedeckt ihn mit diesem rothen Mantel,

und tragt ihn vorsichtig davon, denn schon dunkelt's in den engen Straßen, und das nächtige Gesindel streicht herum. Ich werde Euch aber schützend voranschreiten und im Namen des hohen und herrschenden Kaiserthums Platz gebieten!"

Hierauf legte er die Hand zum leichten Gruße an den Rand seiner Stahlhaube, und ging, von seinen Dienern gefolgt, zur Thür hinaus, die nicht vergaßen, ein Kreuz zu machen, ehe sie den Bolt aufhoben und forttrugen. Messire Adam de Hordain fluchte aber bei „Belzebuth und Vauvert!" als er dies Beginnen sah.

Kaum waren sie fort, als Meister Jourdan zur Nische trat, um das Frauenbild zu betrachten, das er vor ihrem Eintreten auf das Ruhebett gelegt hatte. Es war üppig voll und schön, wie ein Weib in den reifen Jahren, wo Alles an ihm zum schwelgerischen Genusse einlädt. Aus den Augen strahlte nicht das Feuer heiliger Jungfräulichkeit, die Lippen glichen nicht dem rothen, unentweihten Siegel, das ein süßes Geheimniß verschließt, der Busen schien nicht in zartem Bogen ein Herz zu umgeben, das sich nur mäßig hob, wenn sanfte Gefühle es durchzogen; hier brach der Blitz des Sieges, die Gewißheit des Besitzes, unter den tiefen Brauen hervor; auf diesem halbgeöffneten Munde schwebte bereits der Götterhauch, der bei der Annäherung der Man-

neslippen als Kuß in demselben Momente sich entzündet, beseligt und stirbt, diese hochschwellende Brust barg ein mächtiges Herz, voll der Gefühle der Liebe und des Hasses, in allen ihren Abstufungen, mit einem ganzen Himmel und einer ganzen Hölle der Leidenschaft bevölkert.

Er hatte eine Lampe angezündet, die Vorhänge der Nische wieder zugezogen und war lauschend zum Fenster getreten. Die Kirche drüben schloß man eben, da alle Menschen sich daraus verloren hatten, und außer der Dunkelheit, die sich in der Straße recht breit zu machen anfing und die Ecken und Winkel der alterthümlichen Gebäude mit Phantasiegebilden bevölkerte, war die rue des écrivains ganz leer geworden.

„Er kommt nicht heim, mein Bübchen," sagte Jourdan verschmitzt, „verbietet den Menschen nur Etwas, und macht dabei ein recht geheimnißvolles Gesicht, so dürft Ihr überzeugt sein, sie streben danach. — Morgen zieht der König ein. Es ist keine Zeit zu verlieren. Seine Leidenschaft ist im Wachsen, und ich will sie nähren, damit sie groß werde — groß — ja —

Unter diesem Selbstgespräche hatte er seine Hausthür geschlossen, gleich als fürchte er das Gesindel, das zur Nachtzeit Paris unsicher machte. In der That aber geschah es, um ungestört zu sein. Er

öffnete ein kleines rundes Fenster oberhalb der Hausthür, gerade zwischen den beiden Bildnissen, zu dem er auf einer Leiter hinangeklommen war, und blickte lange die Straße hin und her, ohne seinen Schüler zu erspähen, und finstere Sorgen nahmen immer mehr und mehr seinen Kopf ein, wie sich deutlich aus seinem Gesichte lesen ließ. —

— Während dieses sich in des alten Meisters Hause zugetragen hatte, war sein Schüler Robert in heftiger Unruhe befangen, wenn gleich mit ganz andern Dingen beschäftigt.

Mit einem unbestimmt freudigen Gefühl war er in die Kirche getreten. Ein Halblicht hatte sich in dem weiten Raum auf die fernern Gegenstände verbreitet und so bemerkte man nur die hellsten Farben, auf den Teppichen, welche das Schiff der Kirche zierten, und die Begebenheiten des schlüpfrigen Romans der Rose und des Liebesgottes den Frommen zur Schau stellten. Ebenso erblickte man nur die leuchtenden Stirnen, emporgehobenen Gesichter, das Weiße in den zur Andacht aufgeschlagenen Augen, und die Reihen weißer Zähne zwischen den zum lauten Gebete halb geöffneten Lippen, während oft alles Uebrige in unsicherem Schatten verschwand, welches einen seltsamen Eindruck hervorbrachte.

Ein girrendes, sich schnäbelndes Taubenpaar auf dem Gesimse des Chors hatte viele Augen dorthin gezogen, welche Andacht und Heiligkeit des Ortes vergaßen, um sich ganz andern Gedanken hinzugeben. Robert ließ seine Blicke rings umherschweifen, bis sie hafteten auf einem Augenpaare, zwar nur emporgerichtet zu den unkeuschen Vögeln, aber eines so himmlischen Zaubers voll, daß er sich nicht davon losreißen konnte.

Dies Augenpaar gehörte der schönen Peronne, einer armen Christendirne, die im Hause des Juden Manassès von Vierzon lebte, welcher erst vor kurzem mit ihr nach Paris gekommen war, als Ludwig der Zehnte die von seinem Vater über die Juden verhängte Verbannung aufhob, und sie, um seine Finanzen zu verbessern, gegen starke Lösung aus Flandern nach Paris zurückberief.

„Wenn ich nur in ihre Nähe kommen könnte,", dachte Robert bei sich, „um ihr ein Wörtchen zuzuflüstern. Mit ihr darf ich's schon wagen, nur vor ihrem Herrn, dem Juden, hat mich der Meister gewarnt. Ihr Herr? Sollte dem alten häßlichen Teufel denn wohl so viel Macht über eine Christenseele gegeben sein? und über eine Christenseele, die in solch einem Körper wohnt? Er — ihr Herr? Nicht möglich! — Nur ein einzig Mal will ich mit ihr sprechen, sie muß mir das Geheimniß entdecken,

wie der Jude zu ihr kam — wer ihre Eltern sind — wo sie leben. Ob sie vielleicht eine Waise ist, wie ich? Ich muß Alles wissen und dann will ich sie retten, und müßte ich auch das Aeußerste wagen."

So — voll Muth stand er da — immer die Blicke nach dem Orte gerichtet, wo er die schöne Peronne gesehen, die ihm aber nun — da er zu sehr in seinen Träumereien sich vertieft hatte — entschwunden war, ohne daß er es bemerkte. Ein Kirchendiener mit einem Schlüsselbunde weckte ihn, und nun erst sah er, daß er und Jener die einzigen Menschen in dem öden Gotteshause waren. Er rieb sich die Augen, wie nach einem langen Schlafe, und wie von einem bösen Schwindel befangen, taumelte er zur kleinen Pforte hinaus, die nun auch hinter ihm geschlossen wurde.

„Es ist nicht möglich!" sprach er zu sich selbst, „sie ist noch in der Kirche — warum ging ich denn hinaus? Irgend ein verlockender Dämon trieb mich von ihrer Seite und spiegelte mir es vor, daß die Kirche leer sei. Ich müßte es ja bemerkt haben, wie die Leute fortgingen —"

Und er rüttelte an beiden Thüren, aber sie blieben fest verschlossen, und er sah hinüber nach seinem Meister, aber kein Licht brannte mehr — Alles war still in der Straße — und nur die ab-

scheulichen Bilder an Meister Jourdan's weißem Hause ließen sich in ungewissen Umrissen noch erkennen.

Nach und nach kam er dadurch zu schwacher Besinnung, die endlich ganz wieder bei ihm einkehrte, als er die heisere Stimme des Nachtwächters hörte, die sich folgendermaßen vernehmen ließ:

„Es hat zehn Uhr geschlagen. Der Mondschein bricht durch trübe Wolken — Alles ist ruhig in der Stadt. Ihr guten Pariser schlaft!" —

„Zehn Uhr!" rief er entsetzt, „und zur Stunde des Feuerlöschens sollte ich zu Hause sein — also zwei volle Stunden sind es darüber — und fast drei habe ich in dieser Kirche — verträumt. Nun wohlan, ich will weiter träumen, von ihr — denn meinen guten Meister zu wecken, thäte mir leid — er bedarf des Schlafes bei seinen vorgerückten Jahren."

Er eilte durch dunkle, öde Straßen und hatte bald das Ufer der Seine erreicht. Die prächtige Einfassung von Pallästen und freien, luftigen Quais, welche jetzt beide Seiten des Flusses umgeben, verrieth sich zu jener Zeit noch durch nichts. Ungepflastert und hügelig senkte sich das Ufer zum Flusse bald, bald hob es sich wieder zu den finstern Gebäuden, die trotzig ihre hohen Thürme in den

Wellen spiegelten, und der Stadt Paris ein Ansehen verliehen, wie es die meisten bedeutenden Städte des Mittelalters zeigten. Hier war es der mächtige Thurm des Louvre, Lupara in alten Chroniken genannt, von sechzehn kleinern Thürmen umgeben, worin sich die Wohnung und der Schatz der Könige von Frankreich befand, und der zugleich als Festung die Stadt Paris vor feindlichem Ueberfalle sichern sollte. Kein Fenster war erleuchtet, in diesem Wald von Thürmen und Thürmchen, Erkern und Plattformen, die sich dicht gedrängt und von ungleicher Höhe um den Donjon der Mitte geschart hatten, wie die Leibwächter um ihren Herrscher. Am felsigen Fuße des Gebäudes, der hier das Ufer engte, oder vielmehr eines mit demselben, weit in das Flußbett vorsprang, schaukelten sich Gondeln und größere Fahrzeuge, mit den königlichen Farben geschmückt und dazu bestimmt, bei dem Mangel an Brücken in dieser Gegend, den Hof und sein Gefolge zum andern Ufer zu bringen, sei es nach den königlichen Gebäuden, die sich drüben dem Blicke zeigten, oder nach dem eben so beliebten als verrufenen Pré aux clercs, einer weiten Wiese im Westen der Abtei von St. Germain, dem beständigen Schauplatze von Tumulten, Galanterien, Zweikämpfen — kurz das Feld aller Liederlichkeit und Verführung, jeder Ausschweifung und

jedes Lasters, bei Tage und bei Nacht. Am Himmel war ein seltenes Streiten zu sehen, und viele Astrologen waren wohl in jener Nacht damit beschäftigt, es zu beobachten und zu deuten. Unser nächtlicher Spaziergänger bemerkte jedoch nichts davon, sondern er freute sich, daß der Mond in dem Augenblicke gerade so viele Macht über die dichten, schwarzen Wolkenscharen gewann, den breiten Wasserspiegel mit seinem Lichte zu bestrahlen und einen Wettkampf mit den hellen Fenstern des gegenüberliegenden Gebäudes zu beginnen, die ihren Widerschein ins Wasser warfen und den finstern Louvre zu verhöhnen schienen.

„Wie prächtig drüben die Lichter scheinen,“ dachte Robert, „und wie öde und still es hier ist! Einsam und traurig leben die Könige, die Herrscher der Erde, während es ihre Diener sich's wohl sein lassen und in Freuden ihre Tage verbringen. Ach! wer doch auch am Hofe sein könnte, reich, vornehm und geehrt, und nach Allem die Hand ausstrecken, was ihm gefiele. Da drüben sitzen sie wohl, junge, schöne, mächtige Herren, und banketiren fröhlich, ihre Liebchen im Arme, die sie herzen und küssen, und die ihnen vorsingen mit lieblichen Stimmen und dann lachen und lärmen sie — und darum müssen sie ihre Gelage drüben halten, damit sie den bösen König und die grämliche Königin hier im Louvre

nicht im dumpfen Schlafe stören. Und wenn sie sich satt geküßt und gescherzt haben, dann freilich ist auch die Nacht entschwunden, und sie werfen sich in die leichten Gondeln und lassen sich herübertragen zu ihren Wohnungen, während der erste Strahl der Morgensonne, von dem kräftigen frischen Winde begleitet, ihre offene Brust kühlt und das Feuer, das die Nacht in ihrem Herzen geschürt, mildert und dämpft. Ja — wer auch so glücklich wäre — da drüben — "

„Ist der Thurm von Philipp Hamelin" — fiel ihm ein tiefer Baß ins Wort, denn seine Gedanken waren, wie das manchmal der Fall ist, laut geworden.

Robert wendete sich nach dem Sprecher um, der sich in einen dunkeln Mantel gewickelt hatte. „Ja, ja, junges Herrchen," fuhr er fort. „Was taugt's Euch nach jenem Gebäude zu schauen — so Manchen schon trug sein Fuß nicht wieder so bereitwillig heraus, wie er ihn hineingetragen hatte. Die Fenster sind schön hell, aber drinnen ist's finster — es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Wünscht Euch nie jenen Boden zu betreten. Ich weiß, Ihr tragt eine keusche Liebe im Herzen — eine Liebe zu einer armen Magd, wie ihr vermeint — aber eine reiche Magd, wenn's der Himmel will — doch eine reine Magd auch — so wahr mir Gott helfe!"

Hier schwieg die dunkle verhüllte Gestalt und sah mit kleinen schwarzen, Funken sprühenden Augen nach Robert hin, der nicht wenig überrascht war, das tiefste Geheimniß seines Herzens verrathen zu sehen. Die fremdartige Aussprache des Mannes ließ plötzlich eine Vermuthung in ihm entkeimen. „Seid Ihr? wär's möglich?" sprach er zögernd.

„Nu, nu," entgegnete leise der Andere, „Ihr kennt mich schon, wie ich merke. Warum soll ich denn — wenn ich zur Nachtzeit, um gute Werke zu üben, ausgehe — das rothe Rad auf der Brust zur Schau tragen und die Hörnermütze dazu aufsetzen, um mich und meinen Schützling tausend Gefahren bloßzugeben. Ich bin schon der Rechte, wenn ich auch wie Eures Gleichen im Finstern schleiche —"

„Der Jude Manassès von Vierzon?" rief Robert.

„Um Gott! was schreit Ihr?" sprach dieser, ihn bei der Hand ergreifend und sich scheu umsehend. „Ich bin der — der ich bin. — Ich habe Euch beobachtet schon lange — und wie ich heute auf meine Peronne warte, an der Ecke der Straße, die zur Kirche führt, in deren nächster Umgebung ich mich nicht sehen lassen darf, so kommt mir das Kind in so seltsam aufgeregter Stimmung aus der Abendandacht, daß ich darauf dringe, ihr Geheim-

niß zu erfahren, denn daß hier eines zum Grunde liegt, dessen bin ich gewiß. Und da gesteht sie mir Alles — — doch kommt weg von hier — denn blickt nur hinüber nach dem Thurm von Nesle oder Philipp Hamelin, die Lichter fangen an zu wandeln, und mir ist's, als trüge der Wind lautes Geschrei durch die Stille der Nacht zu uns her — kommt — kommt — hier ist nicht gut sein! Es fallen allnächtlich so viele Menschen in dies Wasser und werden stets unterhalb dieser Stelle aufgefischt. — Wer weiß, ob sie nicht hinterrücks von starker Faust hineingestoßen werden — darum folgt mir dort — in jene dunkeln Gäßchen, die sich vor unsern Blicken ausdehnen — dort läßt sich's traulicher kosen."

Robert folgte seinem Gefährten, sich sorglos seiner Leitung überlassend. Es durchgoß ihn mit heißer Lust, neben Peronne's Pflegevater zu gehen und mit ihm von ihr sprechen zu können — er vergaß, daß es der gehaßte und mehr noch der gefürchtete Jude war — vor dem ihm sein Meister so ernst gewarnt hatte.

„Das liebe Kind," sprach der Rabi Manassès weiter, nachdem sie bereits zwischen hohen Häusern, in dem Gäßchen Bertrand qui dort, neben einander hinschlenderten, „hat schon bemerkt, wie scharf

Ihr sie ins Auge faßt, und eine Unruhe hat sich darob ihres Wesens bemächtigt, daß mir für ihre Gesundheit bange wurde. Schon bleichen die Rosen auf ihren Wangen, und beleben sich nur wieder, wenn sie Euch sieht, oder wenn von Euch nur die Rede ist. Was habe ich dann, wenn mir das Mädchen krank wird? Und was soll ich am Ende mit ihr anfangen? Es ist heilige Satzung, sich zu verbinden und sich fortzupflanzen auf Erden. Sollte ich Sünde auf mich laden und mein süßes Kind Peronne dahinwelken lassen, sie, die für alle Freuden des Lebens geschaffen scheint? Einer aus unserem Stamme kann sie nicht heimführen, denn sie ist Christin und ich darf sie nicht abwendig machen ihrem Glauben, ohne weltliches und göttliches Gericht gegen mich zu bewaffnen. Daher wäre mir's lieb, wenn die zarte Blüthe innerer Zuneigung, die der Herr, mein und Euer Gott, in Euerm Herzen so schön aufkeimen ließ, sich zur herrlichen Frucht entfaltete. Ja — mit Seinem Beistande kann es wohl sein! Sprecht mit Eurem Meister — ich darf mich ihm nicht nahen — sagt ihm Alles, und wofern er Euch liebt, kann er nicht gegen diese Verbindung sein, denn Peronne ist nicht schlechter dadurch geworden, daß ein armer Jude sich ihrer mitleidig annahm — und weiß Gott, sie ist ein Engel."

Hier hatte der alte Manassès den über Alles, was er vernahm, hocherstaunten Robert bei der Hand genommen und fuhr mit noch vertraulicherem Tone fort:

„Seht, da stehen wir mit einem Male, gleich als wollte es der Himmel so, am Eingange der Vallée de misère — dem Thale des Elends — ja — dort unten ist meine Wohnung — wollt Ihr unter das Dach eines schlechten Juden treten? Geht — Ihr könnt einen Engel aus dem Thale des Elends retten — thut's doch! — Es ist Nacht — tretet getrost ein — Euch sieht Niemand!"

Indem er so sprach, leitete er den Jüngling, der nie dies verrufene Stadtviertel betreten hatte, über den hügeligen Pfad zwischen den kleinen schmutzigen Wohnungen hindurch. Roberts Herz pochte hörbar, er wußte nicht, ob aus Lust, bald vor Peronne zu stehen, oder weil er die drei Verbote seines Meisters überschritten hatte, denn er war dem Thurme des Philipp Hamelin nahe gekommen, hatte mit dem Juden gesprochen und trat jetzt sogar in dessen Wohnung in der Vallée de misère. —

In dem niedrigen Raume voll alterthümlichen Geräthes, das auf verschiedenen Wegen zu dem Juden hinabgewandelt war und das einst kunstvolle Meister für Bessere geschaffen hatten, saß, der Heimkehr des Pflegevaters harrend, Peronne, das liebli-

che Kind. Erschreckt sprang sie auf, mit zitternder Hand die Lampe hocherhoben und darunter im lieblichen Halbdunkel das Köpfchen nach den Eintretenden vorbeugend. Sie hatte kaum den Jüngling an Rabi Manassès Seite erkannt, als sie die Lampe schnell auf den Tisch stellte, Kopf und Arme sinken ließ und so neidisch die Augen auf den Boden niederschlug, daß nicht der kleinste Strahl daraus Roberts Seele erfreute.

„Sieh, Töchterchen," sprach der Alte, „wen ich bringe. Einer von den Deinen, den ich beim späten Ausgange am Ufer des Flusses fand und vielleicht errettet habe aus den Mörderhänden, welche allnächtlich dort ihre Frevel vollbringen."

Der Jungfrau Busen hob sich höher, die Augen blieben in derselben Richtung. „Setzt Euch," sagte der Jude, „und weil es denn nun einmal der Zufall wollte, daß ich Euch finden mußte und Ihr zu mir eintratet, so wollet mir verkünden, was Euch hinabführte zur Seine und Euch hinüberstarren ließ nach dem unheimlichen Neslethurme. Die Worte, die Ihr so vor Euch hinsprachet und die mich ein Ungefähr belauschen ließ, drückten Eure Sehnsucht aus nach jenem verrufenen Gebäude. Wie? sollte Euch eine Stimme von dort erklungen sein, verführerisch und süß, und verderblich, wie sie es Vielen schon ward?"

„Ich verstehe Euch nicht," erwiderte der Jüngling, „wie ich mich selbst nicht verstehe. Sitze ich doch dieser holden Jungfrau gegenüber, ohne zu wissen, wie ich hierher gekommen bin? Ich blickte nach dem Thurme von Nesle hinüber, dessen entsinne ich mich wohl noch, was ich aber dabei dachte oder sprach, ist meinem Kopfe entfallen, und nun muß ich von Euch eine Deutung meiner Worte vernehmen, von einer Warnung begleitet — — — o sprecht Ihr, liebliches Frauenbild! das ich nicht kenne, nie sprach, nie so nahe zu sehen hoffen durfte, wie hängt dies Alles zusammen, und ist es ein Traum, den ich träume? denn dieses Alten Worte machen mich wirrer und ich fürchte den Verstand zu verlieren."

Bei seinen ersten Worten hatte die Jungfrau die Augen auf ihn gerichtet, um mit größerer Aufmerksamkeit ihm zuzuhören, jetzt — da er mit einiger Heftigkeit ihre Hand ergriff — senkte sie sie wieder bescheiden und lispelte:

„Ihr wollt von mir die Lösung eines Räthsels? Wie wär ich's denn im Stande? Mein Verstand ist nicht geübt in solchen Spielen — doch meinem Herzen genügt es — —"

„Seht nur," nahm der Jude wieder das Wort, „wie lieb Euch das Kind hat. Und wahrlich, wie mir's scheint, Ihr seid dieser Liebe werth.

Peronne kann Euch glücklich machen, glaubt mir's, und sie wird es auch. Denn Ihr seid ein Christ — und wenn sie Euer Weib wird — so wißt Ihr nicht, wen Ihr gefreit habt — das sag' ich Euch — mehr aber darf ich nicht —"

„Wenn Ihr durch diese Heimlichkeiten meine Neigung zu dem holden Mädchen zu erhöhen wähnt," entgegnete Robert, „so täuscht Ihr Euch. Ist es nöthig, daß Peronne mehr sei, als sie wirklich ist — mehr als ein Engel? Und mich sollte je ihr Besitz beglücken? Das ist ein Gedanke, den ich nicht fassen kann — wenigstens in diesem Augenblicke nicht — sprich Du, Peronne, ist es denn wahr, daß Du mich liebst?"

Peronne antwortete nicht. —

„Seht Ihr wohl, schwatzhafter Alter," sprach entrüstet der Jüngling, „was Ihr nicht für Unheil stiftet? Ich sage Unheil, und das mit Recht. Eine Flamme schüren, die man nicht löschen kann, in einem jugendlichen Herzen, ist das nicht grausam? Nein, Peronne, denke nicht, ich sei unedel, und im Stande, im ersten Augenblicke, da ich Dich kennen lerne, Dir von meiner Liebe vorzuschwatzen, und zu verlangen, Du solltest gleich eben so für mich erglühen. Für mich! Du! — o verzeihe, wenn ich Deine reine Nähe durch so unlautere Reden entweihte — holde Jungfrau!"

Er war vor ihr, die Arme auf der Brust verschränkt, wie zur Anbetung, niedergesunken. Peronne stand unbeweglich — ein geübteres Auge als Robert hätte leicht die Leidenschaft des Mädchens für ihn aus ihrem Benehmen erkannt, aber er war so jung noch und unerfahren, als glühend und überrascht.

„Steht auf — erhebt Euch — thörichter Jüngling!“ rief Rabi Manassès, indem er ihn beim Arme ergriff, „hab' ich Euch dazu in mein Haus geführt, daß Ihr es durch Götzendienst entweihet? Geh' hinein in die Kammer, Peronne, es will sich nicht geziemen, daß Du solche Verehrung annimmst. Einst — ja einst — wenn sich Alles so entwirrt, wie es sich entwirren sollte — aber jetzt — bist Du noch ein armes Mädchen, des Juden, des Gehaßten, Verfolgten angenommenes Kind — und welch ein Hochmuth könnte Dich beherrschen, gewöhntest Du Ohr und Auge an dergleichen Dinge — drum fort, Peronne, thue, wie ich Dir sagte.“

Sie verließ alsbald das Zimmer, aber in demselben Augenblicke erhob sich auch der Jüngling und wandte sich erzürnt zu dem Juden: „Was halt Ihr vor mit mir, Manassès von Vierzon? Wie bestricket Ihr mich so ganz, daß ich ohnmächtiger werde mit jeder Minute. Wohl hatte der Meister recht, mich vor Euch zu warnen. Doch ich achtete

dessen nicht, folgte Euch und finde mich nun umstrickt von einem Zauber, den Ihr fest um mich gewoben habt und aus dem ich mich nicht reißen werde — ich fühle es — und sollte es mein Seelenheil kosten."

„Seid Ihr so schwach, junger Mensch?" sagte lächelnd der Jude. „Verzehrt Euch erst in Gluth der Leidenschaft, und schmachtet und sehet Euch wund, nach einem Genusse, der Euch verboten dünkt — und wenn er Euch zum Munde geführt wird — und Ihr nur zuschnappen dürft, so habt Ihr ihn — da werdet Ihr schwach — und gebehrdet Euch, als wenn es Euch mehr als das Leben — als wenn es Euch das Jenseits kosten sollte. Für solche geringe Kraft ist Peronne's Schönheit nicht zu erringen — da muß sie schon eines heldenmüthigern Befreiers harren —"

„O über Eure Weisheit, Manassès!" rief Robert aus, „verbergt Eure ränkevolle Tücke doch ein wenig schlauer. So unerfahren ich mich bei solchem Handel auch gebehrde, so sehe ich doch nur zu gut ein, daß die Dirne eines Juden nicht zu schwer zu erringen sein mag, wenn noch dazu der Jude selbst den Liebhaber bei ihr einführt und sie ihm freiwillig anträgt."

„Weh' über Euch, daß Ihr mir das sagen könnt," sagte der Alte heftig erschüttert. „Nun

schwieg ich lieber gänzlich, weil ich mit Euch keine Gemeinschaft haben mag, wenn es mich nicht drängte, Euch über mein Betragen einen Aufschluß zu geben, da Ihr es so ganz mißverstanden habt. Nun wohl, der Jude Manassès von Vierzon hat Euch selbst in sein Schatzgewölbe geführt und hat Euch zum Herrn über sein kostbarstes Kleinod gemacht. Ist er strafbar dafür, ist er es in Euern Augen — da er Euch glücklich machen wollte? Wäre Peronne, mein Kind, wie sie es nun leider nicht ist — und ich hätte gegen Jonathas von St. Marence, den reichsten und mächtigsten unter uns, so gehandelt, wie gegen Euch, er würde mir die Hände geküßt haben für das Glück, daß sie ihm bescheerten. Weil aber Paronne der Nazarener Eine ist, so mußte ich zu Euch meine Zuflucht nehmen. Aber warum gerade zu Euch? werdet Ihr mich fragen. Und ich selbst frage mich so und klage mich an deshalb. Warum gab ich den thörichten Bitten des Mädchens nach und suchte Euch auf am Rande des Verderbens, wo ich Euch hätte lassen sollen. Besser, Ihr wäret doch hineingestürzt, als daß Ihr unter dies Dach tratet, um Himmelslust, Hoffnung und Freude in Trostlosigkeit, Elend und Jammer zu verwandeln!"

„Ihr werdet mich noch wahnwitzig machen, Jude!" schrie Robert außer sich. „Warum folgte

ich nicht deiner weisen Warnung, Meister! Wie er da vor mir steht mit dem gelben, runzeligen Gesichte, mit den stechenden Augen und dem zitternden Barte, den die murmelnden Lippen leise bewegen. Ist es nicht, als wenn unsichtbare Fäden daraus unheilbringend hervorgehen, um mich zu umstricken und an diese Stelle festzuklammern?"

„Geht nur immerhin, ich banne Euch nicht — ich bin kein Zauberer, wie Jourdan Ferron, Euer Meister!" rief Manassès bewegt, „O daß ich's wäre, um Peronne's brechendes Herz zu heilen. Die wird nun ganz elend sein — ohne Schutz — ohne Hilfe — wenn sie kommen werden und mich fortschleppen zum Galgen von Montfaucon, oder nach dem armen Hause in der Straße coupe-gueule, wo die Sorbonne zu Gerichte sitzt und Juden braten läßt, als könnte sie sich nähren von ihrem Fleische."

„Und warum? was habt Ihr verbrochen?" fragte voll Entsetzen der Jüngling. „Nichts — weil ich ein Jude bin und ein Christenkind erzogen habe," erwiderte Manassès, „weil ich Einer der Ersten war, welcher der trügerischen Einladung des schlauen Ministers Folge leistete und hierher zurückkehrte, von wo uns des Königs Vater, Philipp, in seiner Weisheit verwiesen hatte. Wie bereu' ich, Flandern, wo es mir gut ging, verlassen zu haben; aber

das Mädchen war es eben, was mich antrieb, hierher zu eilen, und nun ist es eben das Mädchen wieder, was mich ins Unglück stürzt. Aber glaubt nicht, daß ich sie Euch an den Hals werfen werde. — Der in demselben Augenblicke vor ihr knien konnte in abgöttischer Verehrung und sie eines Juden Dirne schelten, die leicht zu erlangen ist, der ist zu meinem großen Plane nicht gemacht. — Sprecht nicht — wendet nichts mehr ein! — Ihr sollt Peronne nicht mehr sehen. — Der Tag graut, wenn auch nur schwach — aber hier und da schlüpft Einer um den Andern schon von seinem Lager — verlaßt das Val-de-misère — es ist nicht gut für Euch, wenn man Euch hier sieht — geht zu Euerm Meister heim und denkt nicht mehr an mich und mein Haus, das heißt: was es verschließt. Ihr werdet ihm nicht sagen wollen, daß Ihr hier waret, und ich verrath' es ihm sicherlich auch nicht; sprecht, daß Ihr dem Nesle-Thurme nahe gekommen seid und daß Euch ein Unbekannter warnte, mit dem Ihr die Nacht auf einem Spaziergange zugebracht habt."

„Und darf ich Eure Schwelle nicht wieder betreten?" fragte Robert.

„Nein," sagte Manassès ernst. „Schlagt Euch ein Bild aus dem Sinne, das einen flüchtigen Eindruck auf Euer Herz zu machen im Stande war.

Peronne wird die Kirche St. Jaques nicht mehr besuchen."

„Ich werde Sie doch wiedersehen! Wiedersehen in ihrer Reinheit — mich Ihr nähern dürfen — Ihr Alles gestehen — Alles — doch in anderer Umgebung — nicht als Eure Tochter — nicht in Eure Macht gegeben; denn von Euch kann uns kein Heil erblühen, Jude!" so rief Robert und stürzte zur Thüre hinaus.

Er erreichte athemlos das Haus seines Meisters, der ihm die Thür öffnete und besorgt um sein langes Außenbleiben fragte.

„Ich habe, Eurer Warnung entgegen," sprach Robert, eingedenk des ihm vom Juden gegebenen Rathes, „die Gegend des Thores von Philipp Hamelin besucht, wo der Nesle-Thurm sein schwarzes Gemäuer in der Seine spiegelt."

„Nun und was geschah?" fiel forschend Meister Jourdan ein.

„Die Fenster waren hell, schöne Gondeln wiegten sich auf dem Wasser, liebliche Klänge tönten hernieder und ich ergötzte mich daran so recht in meiner Seele," sagte Robert, „da erschien plötzlich ein freundlicher Mann, der mir jedoch gänzlich unbekannt war, und zog mich sanft mit sich fort —"

„Wie erschreckst du mich!" rief der Meister mit verstellter Miene.

„Nicht doch," fuhr in beruhigendem Tone der Schüler fort, „nicht in den Thurm zog er mich — sondern fort — weit fort davon — wir lustwandelten in der linden Nachtluft dem Thermenpalaste zu, hinaus aufs Feld — und mein Führer wiederholte Deine Warnungen und sagte, es werde ein schauerliches Leben wach zur Nachtzeit in dem alten Gemäuer des Thurms."

Meister Jourdan erschöpfte sich in Fragen über den räthselhaften Unbekannten, konnte aber keine befriedigende Antwort von Robert erlangen.

„Lege Dich aufs Ohr und ruhe einige Stunden noch," sprach Jourdan endlich. „Morgen wirst Du eher im Stande sein, mir über so Manches noch Auskunft zu geben."

Somit ergriff er seine Lampe vom Tische, um in seine Schlafkammer zu gehen.

„Jene Lampe dort in der Nische wird Dir Licht genug spenden, schlage nur den Vorhang davon zurück," murmelte er wie böse im Weggehen.

Robert war allein im Zimmer. Die Laden an den Fenstern waren geschlossen und es brach ein matter, unheimlicher Schein in das dumpfe Gemach, der hinter dem dunkeln Vorhang der Nische sich herausstahl.

Er konnte nicht schlafen, um aber seine wilden Gedanken zu zerstreuen, wollte er bis zum Tage in

der Chronik lesen. Er trat zur Nische, öffnete den Vorhang, um die Lampe loszuhäkeln von der herabhängenden Kette, aber mit einem lauten Schrei taumelte er zurück.

Da lag Peronne vor ihm — aber hundertfach verschönt. Alle Reize des Weibes, die bei ihr die Natur nur angedeutet, waren hier in aller Vollkommenheit entfaltet. Die schüchterne Blödigkeit, die gemacht war, Gluth in Eis zu verwandeln, ward hier nicht bemerkt und ein nicht gekanntes Etwas hatte sich über diese Schönheit ergossen, das mächtiger anzog, als die Schönheit selbst.

„Mein Gott! was ist das?" rief er — „leb' ich denn — wach' ich — träum' ich — hab' ich Augen, die wirklich sehen — oder die mich täuschen, mir vorlügen? Ist dies Peronne — o pfui! wie kann ich so fragen! der Engel ist es, dessen Form jener jüdische Zauberer stahl, um frech seine Dirne damit zu bekleiden. O erwache! lebe! sei mein! Was ist das? Wachs — ein Volt — wer schuf dies Bild — wer? und zu welchem Zwecke?" —

„Ich" — tönte es hinter ihm. „Du sahest wider mein Verbot den Juden — aber er konnte Deinen bessern Sinn nicht täuschen. Die er Peronne nennt — ist Schein — ist Nichts — eine Puppe von Lehm — des Juden Werk — ein Golem! Was Du aber hier siehst vor Dir — durch

meine kunstgeübte Hand nachgebildet — ein Wesen lebt — ihm gleich! und Dein ist es in aller seiner Herrlichkeit — wenn Du mir folgsam und treu bleibst!"

Robert blickte auf den Meister, der neben ihm stand, dann aber — und länger — viel länger — auf das Bild vor ihm. Endlich überwältigt vom Rausche der Gefühle, stürzte er auf das Ruhebette und drückte in sinnlicher Gluth einen Kuß auf die Lippen der Puppe, die davon zu erwärmen schien, und es durchzuckte ihn die süße Täuschung, als wenn der Kuß im leisen Hauche erwidert würde.

II.

Die Wanderer.

Bei guter Stunde war in den langen, niedrigen Häusern, welche die Kirche St. Julien-le-pauvre umgaben, ein reges Leben. Hier herbergten Reisende, die nicht reich genug waren, in den damals noch seltenen Gasthöfen zu übernachten, und die sich nach gehaltener Ruhe, durch Brod und Wein gestärkt, wieder auf ihren Weg machten. Saumrosse, Sänften und das Lärmen der Pagen und Diener wurden hier weder gehört, noch gesehen, dessenungeachtet aber fehlte es nicht an Geräusch anderer Art, und wenn man vergleichsweise sich ausdrücken wollte, so hätte man die große Hotellerie des allgemein bekannten Lombarden, Pietro Alibergho, für ein Kloster, die Armenherberge bei St. Julien-le-pauvre mindestens für eine Schmiede

halten können. Denn Jeder, der von hier seinen Wanderstab weiter setzte, nagelte zuvor, dem heiligen Martin zu Ehren, ein Hufeisen an die Thüren der Kirche, um sich dadurch von ihm eine gute Reise zu erbitten. Zwischendurch tönten Lieder, wie sie damals nun eben gesungen wurden, und die mit den heutigen Vaudevilles freilich nicht verglichen werden können.

Es war ein herrlicher Morgen. Die so eben aufgegangene Sonne durchstrahlte mit ihrem freundlichsten jungen Tageslichte, das vom lieblichsten Morgenrothe noch Farbe geliehen hatte, die grauen Schnörkel des Kirchenportals, und selbst diese barbarischen Figuren und grotesken Zierrathen, vom Schmutze der Jahrhunderte bedeckt, nahmen sich, in solchem Lichte besehen, zierlich aus. Die Silbersäule eines wunderthätigen Brunnens glänzte frisch empor in die klare Luft, die grünen Kronen der den Platz umgebenden Bäume rauschten im Morgenwinde und streueten duftigen Thau herab, und Alles dies rief den Aufbrechenden eine frohe, glückliche Reise zu.

Unter lautem Lachen zog jetzt ein Troß kräftiger, lebensfroher Bursche von dannen, die einen Chor absangen, der dem gegenüberliegenden Beguinenstifte als Spott gelten sollte und ungefähr so lautete:

Beguines a ou mont
Qui larges robes ont;
Dessous lor robes font
Ce que pas ne vous dis;
Papelard et beguin
Ont le siècle honni!

Diese Verse übersetzen wollen, hieße ihre Naivität zerstören.

So ging's fort durch die Straßen der Stadt hinaus ins Freie.

Den Zug beschlossen zwei Menschen von sehr verschiedenem Aeußern, die stillschweigend nebeneinander hergingen und mit ihren Gedanken beschäftigt, keinen Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit nahmen. Der Eine mochte ungefähr auf der Lebensstufe stehen, die den Jüngling in das Mannesalter leitet, der Andere stand beinahe auf der entgegengesetzten Gränze desselben, von wo die Stufen, wenn gleich noch Anfangs unmerklich, doch abwärts führen.

Der Jüngere war nicht eben schön zu nennen, doch sprach sich neben Kühnheit und Kraft ein Zug von Gutmüthigkeit in seinem Gesichte aus, der für ihn einnehmen konnte, und ein Anstrich von Schmerz und Sorge erhöhte noch bedeutend diesen Eindruck. Der Aeltere hingegen war das Bild eines vollkommenen Mannes, und wenn gleich die Gesichtsfarbe gelb war und die Stirn Runzeln

zeigte, so war das schwarze, krause Haupthaar und der strotzende Bart noch in unverletzter Jugendfülle und eben so waren die Glieder noch kräftig und bewegten sich mit dem schönen Anstande eines muthigen Jünglings, der so eben in die Reihen der königlichen Hauptleute treten wollte und die ersten Schritte am Hofe versuchte.

„Wo geht die Reise hin?" fragte endlich der Jüngere den Aeltern, um das Einerlei des Weges zu verkürzen. Der Gefragte sah plötzlich auf, als sei er aus einem tiefen Traume erweckt worden, und den Jüngling treuherzig anblickend, erwiderte er mit einem Lächeln: „Wo die Andern hingehen, mein Freund!"

„Ei," versetzte Jener, „die werden verschiedene Wege einschlagen, wie ich meine, und es soll Euch wohl schwer werden, wenn Ihr mit Allen gleichen Schritt halten wollt."

„Nun denn," sprach der Aeltere, dessen Menschenkenntniß wohl in dem Jüngling eine ehrliche Haut auf den ersten Blick entdeckt haben mochte, „so will ich hingehen, wo Du hingehest." —

„Das ist mir lieb," nahm Jener wieder das Wort, „mein Weg könnte lange währen und da ist ein Gesellschafter wie Ihr nicht zu verachten, doch Geld müßt Ihr haben, denn die wenigen Sous Parisis, die ich in diesem Beutelchen von

Leder bewahre, würden für uns Beide nicht lange hinreichen." „Besorge nichts," scherzte der Aeltere weiter, „ich werde Dir nicht zur Last fallen. Doch um nun auch zu wissen, wo ich eigentlich hinreise, wolle mir gütigst sagen, wo Dein Reiseziel gesteckt ist."

„Hm!" brummte mit komischem Verdrusse der Jüngling. „Mein Ziel gesteckt! Reis' ich denn zu meinem Ziele hin? Mein Ziel ist's ja, was ich so eben verlasse." Und in einem gar weinerlichen Tone setzte er hinzu: „mein Ziel ist eigentlich nichts Anderes, wie die kleine liebliche Jeanne Beaupertuis in der Strohgasse, die allen Studenten und Schreibern dort in die Augen sticht, die mich aber ausgestochen haben, weil ich gar nichts bin und nichts habe, und darum aus der schönen, großen Stadt Paris fortmußte, um etwas zu werden und zu erringen und dann vor den alten Beaupertuis, den Musikanten, hinzutreten und um die Hand der kleinen Jeanne zu werben."

„Und glaubst Du, daß sie so lange warten werde?" fragte der Aeltere. „Ja, das ist's eben!" rief der Andere wieder verdrießlich aus. „Aber glaubt Ihr denn, Herr, daß es gar so lange dauert, bis ein junger muthiger Kerl in der Fremde so eine Art von Glück machen kann?"

„Das hängt sehr von den Umständen ab," erwiderte der Aeltere. „Es gibt verschiedene Pfade, zum Glücke zu gelangen. Der sicherste, wenn man mit Klugheit darauf zu wandeln weiß, ist der, so mit Weibergunst anfängt und mit Ehren und Reichthum endet. Der aber freilich ist für einen Verliebten nicht practicabel."

Der Jüngling seufzte und horchte hoch auf. „Der zweite und nicht minder viel verheißende," fuhr Jener fort, „wenn gleich nicht so angenehme, ist der Weg über Schlachtfelder und durch Kämpfe. Ein Waffenleben hat seine Reize und Euerm ganzen Körperbau nach, scheint Ihr mir für das Kriegerhandwerk geschaffen. Es zeigt sich überdies hierzu die allerbeste Gelegenheit, da der Graf von Valois, des Königs Oheim, in diesem Augenblicke einen Zug nach Flandern rüstet und Leute wirbt."

„Hm!" brummte der Andere wieder, „das kann eine lange Geschichte werden, und am Ende sehe ich meine Jeannette nie mehr wieder und ich kann ohne sie wahrhaftig nicht leben."

„Ei, das denkt Ihr nur so," entgegnete der Aeltere, „im Felde vergißt sich nichts leichter wie ein Mädchen, und wenn Ihr wirklich ohne sie nicht leben könnt, so dürft Ihr gar nicht besorgt sein, den Tod habt Ihr dort gleich bei der Hand."

„Und würdet Ihr denn wirklich Euch nicht von mir trennen? ich meine — ist es Euer Ernst, daß Ihr denselben Weg machen wollt wie ich?" fragte der Jüngling treuherzig.

„Je nun," sagte der Aeltere, „wir wollen uns erst näher kennen lernen. Wir marschiren ja wohl noch eine Weile zusammen. Ich mag Euch gern gestehen, daß Eure Kameradschaft mir gefällt. Und das haben wir gemein, daß das Ziel unserer Wünsche sich eigentlich in Paris befindet, von dem wir uns jetzt wider Willen trennen, um auf anderem Wege und unter veränderten Verhältnissen wieder dahin zurückzukehren."

Er ergriff hiermit des Jünglings Rechte und schüttelte sie ihm mehrere Male kräftig, ihn starr dabei ins Auge fassend.

Nun gingen sie eine gute Strecke nebeneinander hin, die der Jüngling damit verkürzte, seinem neuen Waffenbruder zu sagen, daß er Claude Chiquon heiße, ihm eine Schilderung seiner Jeanne zu entwerfen und seine Leidenschaft, die er für sie hegte, mit den lebhaftesten Farben abzumalen. Der Andere ging stillschweigend seines Weges und schien nicht zuzuhören, was aber der Erzähler, von seinem Gegenstande begeistert, nicht zu bemerken schien.

Sie traten aus einem schattigen Laubholze und hatten jetzt einen freundlichen Abhang vor sich, der

sich in eine lachende Landschaft verlor. Seitwärts lag eine Schenke hart am Wege, wo unter einem zeltartigen Dache einige Männer in kriegerischer Kleidung saßen, die sich beim Becher gütlich thaten. Die Reisenden, die am Morgen in guter Eintracht von dem Spitale St. Jean-le-Pauvre, wie die Herberge genannt zu werden pflegte, ausgezogen waren, hatten bereits verschiedene Wege eingeschlagen, und nur ein kleiner Theil, der noch zusammenhielt, hatte hier Halt gemacht, doch aus Achtung vor den Kriegern in einiger Entfernung von dem Zeltdache.

„Seht nur, seht!" rief unser Jüngling seinem ältern Begleiter zu, „die stattlichen Herren, die dort vor der Schenke zechen. Wie wär's, wenn wir uns zu ihnen gesellten, vielleicht daß es Leute des Grafen von Valois sind, die uns Handgeld zum Zuge nach Flandern geben."

Diese Worte erregten, mehr als alle früher von dem Jünglinge gesprochenen, die Aufmerksamkeit des Andern im hohen Grade. Er warf einen scheuen, doch forschenden Blick nach den Zechern hinüber und sprach dann in ruhigem Tone:

„Es sind Leute des Königs, die nach Paris gehen, wohin er Morgen selbst aufbrechen wird, von seinem Schlosse la roche-Corbon, wo er die letzte Zeit zubrachte. Er wird dem wackern Mini-

ster Enguerrand de Marigny und seiner gelehrigen Schülerin in allen schwarzen Künsten und Teufeleien, der schönen Königin von Frankreich, Margarethen von Burgund, die Leitseile der Regierung abnehmen, um vielleicht einen seiner Günstlinge, Savoisy, Pierrefonds, oder wie sie heißen mögen, damit zu beehren. Wenn's nämlich Gottes Wille ist!"

Ueberrascht blickte der Jüngling seinen Begleiter an, der mit einem Male mehr Worte gesprochen hatte, als auf dem ganzen Wege bis hierher.

„Es ist der König der Ribauds, im Dienste Ludwigs, unsers gerechten Königs und Herrn," setzte der Reisende gleich hinzu, „mit einigen seiner Spießgesellen. Wir wollen diese Herren begrüßen. Es ist schon möglich, daß Ihr auf diese Weise nach Paris und zum Besitze Euerer Jeanne gelangt, wenn Ihr mich auch darüber verlöret. Doch wir treffen uns schon wieder einmal irgendwo im Leben, und sollt' es nicht sein, so seid überzeugt, daß ich Eurer denken werde, wo ich mich auch befinde."

Sie hatten das Zeltdach erreicht und der ältere Reisende nahete sich mit seiner ihm eigenen Gewandtheit den darunter Sitzenden, indem er einen höflichen, doch kameradlichen Gruß hervorbrachte. Die Hauptperson am Tische, in welcher er den König der Ribauds erkannt hatte, war zur damaligen

Zeit einer der wichtigsten Männer am Hofe der französischen Könige, für Alle, welche Gesuche vorzubringen hatten und nicht zur Zahl der Edelleute gehörten. Ueberdies ward er gefürchtet von Allen, deren Gewissen nicht rein war, und noch mehr von Solchen, die eines Verbrechens wegen ihm übergeben wurden. Mit dem Namen „Ribauds" wurde in frühern Zeiten alle Art liederlichen Gesindels, Vaganten, Diebe und Geächtete bezeichnet, die sich bereits unter Ludwig dem Heiligen zu den Fahnen des berüchtigten Abenteurers Jacob von Ungarn, gewöhnlich „Meister von Ungarn" genannt, geschlagen hatten, einen Kampf auf Tod und Leben gegen Mönche und Geistlichkeit zu führen anfingen und im Volke großen Anhang hatten. Ihr Anführer Jacob hieß bei ihnen nur der „Mann Gottes" und sah sich bald an der Spitze eines furchtbaren Heeres von zwanzigtausend Mann, die er selbst im Bischofsgewande, die Kreuzesfahne in der Hand, zur Schlacht führte. Ihre Anzahl wuchs jetzt von Tag zu Tage, sie fielen in die Städte, plünderten, mordeten und erlaubten sich jede Schandthat. Da erhob sich die Königin Blanche, um den Gräueln zu steuern. Sie sprach selbst zum Volke und man bewaffnete sich allgemein. Zwischen Mortemer und Villeneuve-für-cher kam es zur Schlacht, worin Jacob blieb und die Andern aus-

einander gesprengt wurden. Die Gefangenen erlitten Alle Todesstrafe. Niemand wurde begnadigt.

Die jetzigen Ribauds mit ihrem Könige waren nun zwar weder Rebellen, noch so mächtig als ihre Altvordern, von denen sie den Namen trugen. Aber die durch denselben ursprünglich bezeichneten Eigenschaften waren ihnen nicht abzusprechen, denn sie bestanden aus Gesindel aller Art, das noch unter den Augen des Königs von Frankreich, von ihrem eignen Könige befehligt, die Sittlichkeit und die Gesetze verhöhnte.

Es darf übrigens nicht befremden, im Verlaufe dieser Schilderungen höhere Beamte mit dem Namen „König" und „Kaiser" bekleidet zu sehen, das war damals so gebräuchlich und man zählte sogar unter den Königen einen der Krämerzunft, der Armbrustschützen, der Bohne, der Narren, der Barbiere und der Violinspieler, welches freilich nicht mehr zu bedeuten hatte, als „Vorstand" jener Innungen oder gewisser Gesellschaften.

„Nur näher, Ihr Leute!" rief der König der Ribauds den Hinzutretenden entgegen, indem er mit gnädiger Miene dem Aeltern der Beiden den Becher reichte. „Wie sieht es in unserer guten Stadt Paris aus, die Morgen der gerechteste der Könige, unser gnädigster Herr Ludwig, mit seiner Gegenwart beglücken wird? Denn sicherlich habt Ihr sie

heut Morgen erst verlassen, und da müßt Ihr ja wissen, was dort vorgeht? Ist es denn wahr, wie man uns berichtet hat, daß man fast jeden Tag so viele Leichen aus der Seine auffischt, die allnächtlich hineingeworfen werden?"

„Was das betrifft," sagte der Aeltere der beiden Reisenden, „so sind allerdings böse Gerüchte im Umlauf, die — wenn man ihnen Glauben beimessen wollte, die Einwohner in Angst und Schrecken setzen könnten. Jedoch sind es gewöhnlich nur junge Leute aus der Fremde, an Einheimischen vergriff man sich selten, und daher ließ es auch bis jetzt das Volk ziemlich unbekümmert. So lautete, was wir davon in unserer Herberge von St. Julien-le-Pauvre erfuhren —"

„Bei allen Heiligen von Betlehem!" rief der König der Ribauds, „unsere Ankunft wird sogleich dem Höllenfrevel ein Ende machen. Mag doch der Kaiser von Galiläa hängen lassen, daß kein Galgen leer steht rings um Paris, und es gibt deren eine tüchtige Zahl — was fragen die Spitzbuben darnach? So lange die Katze nicht zu Hause ist, lassen sich's die Mäuse wohl sein — nun aber ist sie wieder da und ich stehe für die Mäuse! Freut Euch, Kinder!" wandte er sich zu den andern Reitern, die neben ihm saßen und tranken, „wir ge-

hen einem herrlichen Leben entgegen! Haben lang genug in dem Loche la roche-Corbon liegen müssen, nun geht's nach Paris! An Verbrechen fehlt's dort nie und folglich auch nicht an Verurtheilungen, und dafür wollen wir auch schon sorgen, denn jeden Verurtheilten beerben wir von Rechtswegen mit unserm wackern Gevatter, dem Prevôt von Paris. Wer sonst möchte um den Bettelsold von sechs Hellern, wofür ich mir noch meinen Knecht selber halte, und dem Kleidergelde von vierzig Sous Parisis, wofür ich mir hier mein Lederkoller und den Wettermantel alljährlich neu stellen muß, König der Ribauds sein wollen? So aber wirft der Dienst was ab, und Mai ist es auch, da wird uns von schönen Händen aufgebettet. — Da uns die Oberaufsicht zusteht über die Mädchen des Ordens der heiligen Magdalena und ihrer Vorsteherin, der Königlichen Metze, die im Val-d'amour und im Champ-gaillard wohnen — so gehört es zu unsern königlichen Vorrechten, daß uns während des ganzen Monats Mai, das heißt, wenn der König Ludwig, unser Herr, in Paris anwesend ist, das Bett durch Eine von Ihnen gemacht werde, die dann auch zu unserm Dienste verbleibt. Nun sagt selbst, ist das nicht ein Götterleben — und haben wir nicht alle Ursache, daß uns der Wein doppelt gut schmecke?"

Diese Worte schienen nicht ohne Absicht vorgebracht, da er ihre Wirkung aus dem Gesichte der Fremden zu lesen versuchte. Auch war es der Wein, der den großsprecherischen Trabantenhauptmann, der allerdings ganz eigenthümlicher Vorrechte genoß, so redselig machte. Augenscheinlich hatte er den Wunsch, die beiden Fremden, welche er hier so zufällig traf, und die ihm gefielen, für seinen Trupp zu werben, da der Aufenthalt in Paris stets eine Verstärkung desselben nöthig machte.

„In der That," fing unser Jüngling endlich bescheiden an, „Ihr schildert Euern ehrenwerthen Stand mit so lachenden Farben, daß ein armer Bursche, der vom Himmel nichts erhalten hat, auf seiner Lebensreise, als gesunde und starke Knochen, es sich zum großen Glücke anrechnen müßte, könnte er unter Euerer Fahne dienen —"

„Meint Ihr?" fragte gedehnt der König, indem er einen Zug aus dem Becher that und seitwärts nach ihm blickte; dann erhob er sich und auf ein unfern lehnendes Fähnchen deutend, worauf ein Kreuz, ein Lamm und der Traum Jacobs von der Himmelsleiter abgebildet zu sehen war, fügte er hinzu: „sie ist schön, diese Fahne, und der sie trägt, ist hochgeehrt!" —

„Um wie viel mehr käme dies Glück uns erwünscht," sagte der Jüngling, ermuthigt auf seinen

Gefährten blickend, „die wir Paris verlassen haben, weil es uns dort an Allem gebrach, mit Freuden aber dahin zurückkehren — wenn —"

„Wenn ich nicht ein Gelübde zu erfüllen," fiel der Aeltere ihm ins Wort, „zu unserer lieben Frau vom Berge Carmel vorerst wallfahrten müßte. Von dieser heiligen Pflicht entbunden, werther Freund und Genosse, suche ich Euch auf, und trete mit Freuden an Euere Seite und unter die Fahne des erlauchten Königs der Leibwächter unsers Herrn Ludwig des Zehnten. — Was Euch nun aber betrifft, junger Freund, so kann Euch ja keine erwünschtere Gelegenheit erscheinen, Euch Euerer Liebe würdig zu machen und ihren Preis zu erringen. Greift zu, ehrlicher Chiquon, ehe das Glück Euch entwischt!"

Mit einem traurigen Blicke sah der Jüngling auf seinen Gefährten.

„Also wolltet Ihr mich verlassen?" fragte er.

„Und brauchst Du mich, wenn Du mit solchem Gefolge nach Paris zurückkehrst?" erwiderte Jener. „Ich muß meine Wallfahrt vollenden, dann sehen auch wir uns wieder — ich suche Dich auf im königlichen Louvre, oder wo Du gerade sonst Dich um die Person Deines Herrn befinden wirst. Deß sei gewiß!" —

Und sich nun zu dem Anführer wendend,

sprach er: „Ihr habt einen guten Jungen geworben, Herr! Ich danke Euch für Euern Wein und will Euch gern, wenn wir uns wieder treffen, eine ordentliche Zeche dafür zahlen. Der Himmel gebe Euch Glück auf Euern Wegen!“

Dann zog er den Jüngling zu sich, und indem er seine Wange küßte, raunte er ihm ins Ohr: „Wir sehen uns wieder, Chiquon, und bleiben Freunde! Man weiß nicht, wie und wo man Freunde brauchen kann!“

Hierauf empfahl er sich mit höflichem Anstande, warf seinen Mantel um die Schulter und stieg den Abhang hinunter in die freundliche Landschaft, die sich nach Süden dehnte.

Während wir nun den Liebhaber der kleinen Jeanne Beaupertuis, der Tochter des Musikers in der Strohgasse, im Gefolge der Leibtrabanten des Königs von Frankreich, hinter einer schöngeschmückten Fahne auf einem stattlichen Gaule herreiten sehen, den Einer seiner neuen Kameraden als Handpferd geführt hatte — wollen wir ihn seinem guten Glücke willig überlassen, das er so schnell und leicht fand, und jenem einsamen Wanderer einen höhern Grad von Aufmerksamkeit schenken, den er zu verdienen scheint.

„Der Bursche kann von Glück sagen,“ sprach dieser vor sich hin, „daß es ihm so leicht mit der

Werbung wurde, denn sie sind sonst vorsichtiger dabei. Doch der König hatte etwas im Kopfe, und es scheint, daß der Zug nach Flandern die Ergänzung der Mannschaft dringend erheischt. Mir kam die Sache überdies eben so unerwartet, als erwünscht; hätt' ich doch, bei allen Heiligen, nicht erwarten können, durch die Bekanntschaft auf der Landstraße beim Aufbruche aus der Bettlerherberge mir eine vertraute, ergebene Seele im Louvre, oder — wer weiß wo sonst — zu erwerben. Nach Paris muß ich zurück — aber wie die Spürhunde hintergehen, die auf mich lauern? Ich kann mein Spiel nicht verloren geben, weil mir ein Versuch mislang! Genug gelang mir, als ich die Thoren auf falsche Fährte lockte — mögen sie mich dort nur suchen, sie sollen wahrhaftig müde werden. Sie werden mich wiedersehen, wenn sie's am Wenigsten vermuthen — der Graf Lyonnet von Bournonville soll den Windhunden die Jagd auf Buridan, den Abenteurer, den Novizen des Tempelordens noch entgelten lassen. Und bei Gott! der Graf wird seine Rechte geltend machen — die günstige Stunde naht — es ist die Ankunft des Königs!"

Er hatte sich einer Quelle genaht, um daraus seinen Durst zu löschen, und lachte bitter, wie er sein Abbild darin erblickte.

„Der Ocker und die Kohle thun Wunder,“ sprach er, „hätte ich mich doch fast selbst nicht erkannt! Es war ein guter Einfall, mich so verstellt in Paris frei zu zeigen und mich unter die Reisenden von St. Julien-le-Pauvre zu mischen, während mich der Kaiser von Galiläa, die Sorbonne, die Basoche und das Provinzial-Gericht überall suchen ließen. Hier außerhalb finde ich nun wohl die Wege frei, sie haben es aufgegeben, mich zu finden, und sind in ihre Nester zurückgekrochen, die spähenden Hunde der Gerichte. Ich will mich nun in die Wälder verlieren, welche die Loire bekränzen, dort halten sich kluge Leute auf, zu denen ich mich gesellen will, um vorerst einige Zeit mit ihnen zu leben, und mich in ihre Sitten zu fügen. Den prächtigen Einzug des Königs Loys-le-Hütin — in seine gute Stadt Paris werde ich wahrscheinlich versäumen; was thut's aber! ich bin nicht neugierig geboren!“

Er setzte sich nachdenkend auf einen Hügel, um die Mittagsschwüle im Schatten zu verschlafen, da die Sonne bereits den Zenith erreicht hatte.

Schon wollte der Schlummer ihn beschleichen, als ein lautgeführtes Gespräch, von zwei Leuten, die nur ein dünnes Gebüsch von ihm trennte, ihm beide Augen aufriß und seine Ohren zum gespanntesten Hören anstrengte.

— „Hast Du ihn hängen sehen, den Buridan?"

— „Den Erzschelm — den Templer? Ja —"

— „Und gemartert ist er auch worden —"

— „Ach was! ein Wachsbild — eine Puppe — er lacht dazu — ist vielleicht schon in England —"

— „Was der Puppe geschieht, das geschieht Alles ihm auch — ja — ja — das kannst Du mir glauben. — Da hast Du indessen noch ein Stück Käse, Pierre —"

„Ein Volk!" brummte lachend unser Reisender vor sich hin — „mag sein!" und somit rückte er seinen Mantel zurecht, legte sich darauf und entschlief. —

III.

Der Einzug des Königs.

Während der Abwesenheit des Königs Ludwig des Zehnten, mit dem Beinamen: le Hutin, welches Wort mit: der Zänker, übersetzt werden dürfte, waren die Staatsgeschäfte seiner Gemahlin, der Königin Margaretha von Burgund, anvertraut worden. Heute sollte der König zurückkehren, und die schöne Frau, in deren Gunst sich die Hofleute sonnten, hörte an diesem Tage auf, Regentin des Landes, wenn gleich nicht Regentin in so manchem gefühlvollen Herzen zu sein.

Es war ein seltsamer Widerspruch in den Vorbereitungen zur bevorstehenden Einholung des Königs, und in den festlich glänzenden Aufzügen, worin die jungen Hofcavaliere an diesem Morgen im Louvre erschienen, verglichen mit ihren traurigen

Mienen und den leisen Gesprächen, die sie führten. Sonst widerhallten die langen, hochgewölbten Gänge von ihren klirrenden Schritten, von den muntern Witzworten, die dröhnendes Gelächter begleitete. Denn die Herrin liebte den Scherz und die Fröhlichkeit, das wußten sie, und wer wollte sich ihr nicht gern im gefälligsten Lichte zeigen. Heute aber konnte Niemand der Laune gebieten. Mit dem Könige zog der Ernst ein in Paris, und die Aussicht auf einen Feldzug, die sich ihnen eröffnete, war eben so wenig erfreulich, denn sie wollten lieber ihre Klingen mit Ihresgleichen, auf dem prés aux clercs, dem damaligen bois-de-Boulogne, messen, als sich in ernsthafte Gefechte mit den eben so blutdürstigen als tapfern Flammändern einlassen, denen Ludwig etwas anhaben wollte.

Wer die Wohnungen mächtiger Fürsten der damaligen Zeit nach denen der jetzigen bemessen wollte, würde sehr im Irrthume sein. Daß von den Tuilerien damals noch nicht die Rede war, wird jeder Leser wissen, aber selbst der Louvre, und von diesem wieder der Theil, den man noch heutigen Tages den alten Louvre nennt, stand nicht da in seiner jetzigen Gestalt, als die schöne Margaretha von Burgund ihn bewohnte. Erst Katharina von Medicis war es, die ihn erweitern und ausschmücken ließ, und die ganze Reihefolge der Könige bauete

daran immer hinzu und aus, wie noch deutlich aus Inschriften an Bogen, Hallen und Treppen gesehen werden kann, von Solchen, die mit Aufmerksamkeit diesen merkwürdigen Schauplatz wichtiger und entsetzlicher Ereignisse besuchen.

Im Innern sah die Wohnung eines alten Königs von Frankreich noch unähnlicher seiner jetzigen. Da war nichts von Acajou, Broncen, Krystallen, Elfenbein und Perlmutter, womit die gewöhnlichsten Gegenstände des Hausraths verziert, oder gar daraus verfertigt sind; nur die nothdürftigsten Dinge, welche die Bequemlichkeit erheischte, fanden sich darin, und das größte Prachtstück, wovon die Chronikenschreiber nicht genug Lobes wissen, war ein ungeheurer Marmortisch aus einem einzigen Stücke. Dieser stand in dem Audienzsaal der königlichen Wohnung des Justizpallastes, und diente abwechselnd, um daran Gericht zu halten oder darauf zu bankettiren. Zu gewissen Zeiten wurde sogar auf diesem Tische von den frühesten Schauspieldichtern und Schauspielern Frankreichs, den Schreibern der Basoche, eines alten Gerichtshofes, Komödie gespielt.

Wo man jetzt hinter dem Eisengitter, das den sogenannten Garten der Infantin einschließt, den alten Pavillon erblickt, der an den Quai der Seine stößt, erhob sich damals einer der vielen Thürme,

schlank, mit spitzen Dächern versehen, welche die äußere Mauer des Schlosses umgaben, und mit den gegenüberliegenden Thürmen des Hotels von Nesle, eine furchtbare Einfassung des Flußbettes bildeten, die sich auf beiden Seiten bis oberhalb des großen und kleinen Chatelets erstreckten.

Alle diese Thürme waren schwarz und von großen Werkstücken ausgeführt, bis auf den, von dem hier die Rede ist, und durch den man eintrat in die Gemächer der Königin. Er war mit einer lichten Farbe bis zu einer gewissen Höhe bemalt, und ein Söller, mit einem Geländer von zierlicher Steinarbeit, gewährte eine freie Uebersicht des Flusses und beider Ufer.

Ueber dem Eingange, wo sogleich eine schmale Wendeltreppe in das Zimmer der Königin führte, prangte das Wappen von Frankreich, Navarra und Burgund, in drei runden, stark erhobenen Schildern, grob in Stein gehauen, und vor diesem Eingange, dessen Stufen fast das Ufer der Seine begrenzten, hielten zwei Armbrustschützen Wache, um nicht nur jeden Unfug, sondern selbst lautes Gespräch zu verhüten, so lange die Königin schlief, und die Thür noch geschlossen war.

Es hatten sich nach und nach viele Cavaliere versammelt, um das Oeffnen dieser Thür, gleichbe-

deutend mit dem, was heute Lever genannt wird, abzuwarten.

Wir zeichnen unter der Menge die durch Gestalt und Reichthum der Kleidung besonders Hervorstechenden aus, welche sich auch großer Gunst bei der Königin zu erfreuen hatten. Dies waren die Sires von Montsoreau, von Bruyns und das edle Brüderpaar Gauttier und Philipp von Daunoy. Sie lustwandelten etwas abgesondert von den Andern, und sahen bald in den Fluß, bald auf die Fenster ihrer Herrin, ob sich noch keines öffne, während seitwärts ihre reichgekleideten Pagen und Diener mit ihren herrlichen und geschmückten Rossen hielten, die eben so ungeduldig nach baldigem Aufbruch stampften und scharrten.

Der Gegenstand des Gesprächs langweilte eigentlich die jungen, vornehmen Herrn, aber wie die Langeweile stets Langeweile erzeugt, so war er aus ihrer Stimmung eben hervorgegangen. Es betraf nämlich Vorfälle, welche die ganze Bevölkerung von Paris seit einiger Zeit in die höchste Aufregung versetzt hatten, aber, wie natürlich, konnte das solche Herren nicht besonders in Anspruch nehmen. Sie sprachen davon mit: „Man sagt" — „es soll" — und dergleichen Ausdrücken des Zweifels.

Dieser Zweifel mußte sich jedoch nicht auf die Thatsache beziehen, denn es war erwiesen, daß meh-

rere junge Leute, gewöhnlich in glänzenden Kleidern, am Morgen aus der Seine aufgefischt wurden, die während der Nacht darin verunglückt waren. Die glänzenden Kleider beruhigten das Volk, das in den Schlachtopfern, die einer ungekannten und unsichtbaren Macht als Beute fielen, Keinen aus seiner Mitte erblickte, und diese Geißel nur die von ihm beneideten und gehaßten Bevorrechteten heimsuchen sah. Die Edelleute fanden darin einen Trost, daß bis jetzt nur gänzlich Unbekannte, Fremde, aus dem Wasser gezogen wurden, und schlossen daraus, daß es junge, unbedachtsame Leute genug in Paris gäbe, die gleich nach ihrer Ankunft, einer verlockenden Sirenenstimme leicht Gehör gebend, ohne die erforderliche Vorsicht zu einem verliebten Abenteuer gingen, und so der Raubsucht zur Beute wurden.

Die meiste Schuld wurde auf den Minister Enguerrand de Marigny gewälzt, dem die Sicherheit der Hauptstadt eigentlich oblag, denn wenn es so fortginge — das war die erheblichste Besorgniß der galanten Jugend — so würde am Ende Paris den Namen der ersten Hauptstadt der Courtoisie und Minne verlieren, und junge, verliebte Cavaliere aus der Fremde es aufgeben müssen, sich persönlich von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen.

Die Sprechenden wandten sich jetzt wieder zum Louvre, vor dessen Thür einer der wachthaltenden

Armbrustschützen mit lauter Stimme verkündete, daß die Königin zu sprechen sei, indem diese selbst, wie der junge Sommermorgen, rosig und schön, auf dem Balcon erschien und sich dem harrenden Hofe, gar huldig lächelnd, zeigte.

Von allen Seiten zogen sie herbei, die hübschen und stattlichen Cavaliere, und die Entferntesten beeilten sich, als ob die nächste Minute ihnen die Königin entführen könnte.

Auf frischem Stroh, das der Wärme wegen auf den Steinboden der königlichen Gemächer gelegt war, da man damals noch keine Gobelins kannte, schritten die vielen Männer unhörbar bis in das Gemach, wo Margaretha ihnen mit dem ihr eignen verführerischen Lächeln entgegentrat.

„Wer heute noch eine Gunst sich von der Regentin erbitten will, der eile, es zu thun, noch steht mir es zu, Gewährung zu schenken, in einer Stunde nicht mehr. Wir reiten unserm königlichen Herrn und Gemahl entgegen, um das Siegel des Reichs, womit unser Wille vollstreckt wird, in seine Hände zurückzugeben. Wir hoffen es durch keine Gewaltthat befleckt zu haben."

Diese Worte waren kaum beendigt, als der einstimmige Ruf erschallte: „Lang lebe unsere schöne Königin Margaretha, die Perle der Perlen!" wie

sie gewöhnlich von ihren Schmeichlern, als Anspielung auf ihren Namen, genannt zu werden pflegte.

Der schöne Sire von Montsoreau trat aus der Reihe der Edelleute, und indem er das Knie beugte und die weiße Hand der Königin mit den Lippen berührte, erwiederte er:

„Was könnten wir wünschen, als Deinem Dienste uns länger zu weihen — mag Ludwig, unser König und Herr, Frankreich regieren, von seinen bärtigen Räthen unterstützt, wir sind nicht Frankreich, wir huldigen Deinem Scepter, das unsere Herzen in andere Regionen erhebt —"

Die Rede war noch nicht beendigt, welcher die Königin, mit innigem Wohlgefallen auf den Sprecher blickend, zuzuhören schien, als eine laute Stimme in der Halle, die zu diesem Gemache führte, vernommen wurde, die vergebens eine ruhigere zu beschwichtigen bemüht war.

Alles wandte sich dahin, als man den jungen Sire d'Annebaut in großer Erhitzung eintreten sah, und mit ihm den Grafen von Longueville, Enguerrand von Marigny, ersten Minister von Frankreich.

„Rache, Königin!" rief der Erstere beim Eintreten ganz außer sich, „strenge, blutige Rache an dem Mörder, der es wagte, mir in das Innerste meiner Seele den Stahl zu senken, und mir mehr

als mein eigenes Leben zu rauben. Zu lange schon trugen sich frevelhafte Thaten in Deiner Nähe zu, die Alle diese hier belächelten, weil sie sich nicht davon berührt fühlten; die sie nicht vor Deine Ohren brachten, weil sie ihnen nur schmeicheln wollten mit verliebten Klängen und zärtlichen Worten. O hätten sie Deiner männlichen Kraft, Deinem königlichen Sinne vertraut, hätten sie Dir das Entsetzliche offenbart, Du hättest längst das Ungeheuer erstickt, das uns zu zerfleischen droht — und mir so eben den Bruder geraubt hat."

Erbleichend trat die Königin zurück und sagte schnell, während eine kurze Erschöpfung den Fluß der Rede des jungen d'Annebaut hemmte, zu dem Minister gewendet:

„Sprecht Ihr, Graf, was ist's, das den guten Sire so ergriffen hat? Denn nicht mächtig scheint er uns in diesem Augenblicke, uns den Hergang umständlich, wie wir's wünschen, zu berichten."

„Ihn fragst Du, gütige Königin, ihn?" rief der Jüngling mit Haß auf Marigny blickend, „und von Ihm hoffst Du umständliche Wahrheit zu erfahren? Und ist er's nicht eben, dem wir alle diese Gräuel zu danken haben? Nicht seiner Sorglosigkeit, womit er sich der öffentlichen Geschäfte annimmt, wollte ich hier gedenken, und seiner thörichten Sucht nach den geheimen Wissenschaften, wonach

kein Minister unsers Königs streben sollte — wenn es nicht eben diese Leidenschaft wäre, die uns Verderben brächte! Denn Ihr zu fröhnen zog er alle jene Abenteurer, Bohemen, Juden und Sarazenen, ins Land. — Den Tempelherren schürte er den Scheiterhaufen, weil sie ihm zu scharf sahen, um allein zu herrschen in den dunkeln Gewölben unter dem Thermenpallaste und dem Isis-Grabmale, das er dem Commandeur von St. Johann von Lateran für hohen Preis abgekauft hat, um dort seine Hexenküche anzulegen —"

Die jungen Hofherren sahen einander an, mit halb ängstlichen, halb spöttischen Mienen, in allen aber malte sich die Erwartung nach dem, was eigentlich ihren Freund zu der Anklage Marigny's, den Alle haßten, bewogen haben mochte.

Dieser Letztere stand indeß unbeweglich in ihrer Mitte, den festen, durchbohrenden Blick auf seinen Ankläger gerichtet. Er war der Einzige im ganzen Kreise, dessen Haar schon gebleicht war, ob von Alter oder von Nachdenken, Sorgen oder Nachtwachen, blieb zweifelhaft für Alle, die seinen Lebenswandel nicht näher kannten, denn es zeigte sich in seinem gerunzelten Gesichte und im übrigen Körper, der hoch und stark gebaut war, ein Widerspruch, den die einfache, fast ärmliche Kleidung eben so zu seinem Stande und Reichthum bildete.

„Gestern noch war ich so reich,“ fuhr nun der Sire d'Annebaut fort, nachdem er sich gesammelt hatte, „ich hatte einen Bruder. Nach vielen Jahren, daß wir uns nicht gesehen hatten, traf er gestern hier in Paris ein, um sich von mir bei Hofe vorstellen zu lassen. Die Ueberraschung war die freudigste meines Lebens, als er mich — der ich ihn gar nicht erwartet hatte — in die Hotellerie des Pierre Bourges in der Straße Trop-va-quidure, bescheiden ließ. Ich eilte dahin und sah ihn wieder — welch ein Wiedersehen war es nach so langer Zeit — wie freudig umarmten wir uns, da wir nun glaubten, zusammen als Brüder und gute Genossen den Pfad der Ehre wandeln zu können — ach! und es hätte das Traurigste sein sollen — denn es war das letzte Mal, daß ich ihn an mein Herz drücken durfte!“

Allgemein war das Staunen — man drängte sich dicht um den Erzähler, gleich als wollte man die Worte von seinen Lippen haschen, und vergaß die schuldige Entfernung, welche die Gegenwart der Königin vorschrieb.

„Wir saßen traulich in seinem Zimmer, bei Pierre Bourges, nebeneinander, uns von Vergangenheit und Zukunft unterhaltend. Da fällt mir sein zierlicher Anzug auf, indem ein junger Edelmann aus der Provinz nicht so gekleidet vom Gaule

abzusteigen pflegt. Ich frage ihn um die Ursache, und er zieht, statt der Antwort, ein Paar nach Bisam riechende Handschuhe hervor und bindet einen zierlichen Gürtel mit Schellen um den Leib, worein er einen kleinen Dolch steckt. „Du zierst Dich ja wie zu einem Hoffeste," bemerke ich scherzend. „Du hast Recht," erwiedert er, „die Schellen verrathen mich, die leg' ich ab." Und nun nahm er statt des festlichen Gürtels einen andern von Sammet und Gold, einfacher, doch nicht minder schön als jener. Dann trat er ganz nahe zu mir hin, und mich anblickend mit Augen, worin sich Liebesfeuer und Freudigkeit spiegelten, sagte er leicht: „Kaum angekommen, gibt's schon ein Abenteuer! Ich betrete Paris unter günstiger Vorbedeutung. Denke Dir! Als mir die Zeit lang wird, bis der Bote, der Dich aufsuchte, mir die Nachricht bringt, daß er Dich gefunden habe, schlendre ich in den Straßen und auf den Plätzen herum, weil ich eine solch' große Stadt, wie Paris, nie noch sah, und meine Phantasie zu voll ihrer Herrlichkeiten war. So komme ich denn auch zur Seine, und bemerke nun erst, daß eine gute Alte, tief verschleiert, mir folgt, und mich unbemerkt zu sprechen sucht. Ich trete in einen Winkel, und sogleich nähert sie sich mir, und sagt leise, doch sehr verständlich: „„Wenn Euer stattliches Aussehen nicht täuscht, junger Ritter, und

Ihr Euch zu versuchen wünscht in ganz würdigen, galanten Scherzen, so harrt Eurer eine schöne Dame, welche die besten Hoffnungen von Euch hegt. Hier — nehmt diesen Ring — und stellt Euch zur Stunde des „Feuerlöschens" unter dem zweiten Thurm des Louvre, rechts vom Haupteingange, ein. Dort erwartet Euch Jemand, dem Ihr diesen Ring übergeben werdet, um Euch seiner weitern, sichern Leitung anzuvertrauen. Seid Ihr so tapfer als schön, so seid auch so vertrauend als tapfer."" — Und somit war sie verschwunden, nachdem sie mein Wort hatte." — Ich lachte über das Abenteuer, denn obgleich wir Alle bei Hofe von den Erkränkungen junger, fremder Cavaliere, bereits die Kunde vernommen hatten, so waren wir daran gewöhnt, stets in unverzeihlichem Leichtsinn nur spottend daran zu denken. Eine trübe Erinnerung, die mich anwandeln wollte, zerstreute sein sorgloses Gemüth sogleich, und scherzend und lächelnd floß uns der Abend hin, bis zur Stunde des Feuerlöschens, und scherzend und lachend hing ich ihm noch meine weiße, goldgestickte Schärpe um, und vermeinte ihn damit zu schmücken. „Auf morgen, Bruder!" so trennten wir uns — und heute sah ich seinen verstümmelten Leichnam, den ich nur noch an meiner blutbefleckten Schärpe erkannte, von einem die Thäter laut verwünschenden Volkshaufen umgeben."

Ein unwillkürlicher Schrei entfuhr den Zuhörern. Mit Entsetzen erkundigte sich Margarethe nach den Freveln, die er berührt hatte, und von denen sie noch nichts erfahren. Er enthüllte ihr den Abgrund der Verbrechen, der sich täglich in ihrer Nähe mit neuen Opfern füllte.

„Unterhalb des Thurms von Philipp Hamelin, der an die königliche Hotellerie stößt, welche der Castellan von Brügge, Johann van Nesle, einst Deinem Ahnherrn dem heiligen Ludwig schenkte, werden die Leichen aufgefunden," sagte mit gewichtigem Ernste Enguerrand de Marigny, und dieses waren die ersten Worte, die er auf die Anklage des Sire d'Annebaut erwiderte, „und ich werde bemüht sein, den Thäter dort auszukundschaften, wo mir Alles seinen Schlupfwinkel zu verrathen scheint," setzte er hinzu.

„Thut das, Graf Longueville!" sagte die Königin, bleich und mit unsicherm Blick auf den Minister schauend.

In demselben Augenblicke erschallten Trompeten, und unter dem Jauchzen des Volkes: „Noel! Noel!" zogen unten die Offiziere des großen Chatelet vorüber, dem Könige entgegen.

„Wahrhaftig, wenn wir länger noch säumen und diesen finstern Klagen Gehör schenken, so überrascht uns unser Herr und Gebieter im Louvre,

und zwar in einer Gemüthsstimmung, worin wir ihm nicht entgegenzutreten wünschen. Laßt meinen Zelter vorführen, Messire Gauttier von Daunoy! und Ihr, Sire Rénaud d'Annebaut, reicht mir den Arm und seid überzeugt, daß der Mörder Euerer Rache nicht entgehen soll. Der Graf von Longueville sorgt dafür mit allem Eifer."

Und umgeben von den schönsten und edelsten Jünglingen ihres Reiches begab sich die Königin in den innern Hof des Louvre, aus dem sie im glänzenden Zuge, durch die wogenden und schreienden Volkshaufen, dem Könige nach dem Hotel von St. Paul entgegenzureiten gesonnen war.

Da lenkte Enguerrand von Marigny, der sich stets in der Entfernung, verdrängt von den jungen Herren, halten mußte, seinen unansehnlichen Rappen zu dem stolzen Zelter der Königin hin, und sagte mit halber Stimme zu ihr: „Biegt in die Straße links ein, gnädige Frau, und vermeidet das Ufer, denn jene Menschenmenge dort unten umsteht noch immer den Leichnam."

— Und der ganze Zug bog links. —

Das Volk drängte sich nun in den Straßen hin und her, um endlich einmal wieder einen König zu sehen, den es nicht liebte, und dem zuzujauchzen, den es in seiner Abwesenheit verwünscht hatte, wie denn die Franzosen, und namentlich jene

Pariser, bereits seit Jahrhunderten als ein Bild der wandelbaren Mode betrachtet werden können, in der Politik, wie in den Künsten und Wissenschaften, kurz in allen ernsten und heitern, in schweren wie in leichten Dingen. —

Auch in des Meisters Jourdan Ferron sonst so stillem Hause war an diesem Tage ein lauteres Treiben bemerkbar.

Robert, den wir nun schon lange aus den Augen verloren, war nach jener Nacht seines Abenteuers mit dem Juden, und der wunderschönen, ihm von seinem Meister bereiteten Wachsfigur, in einen Zustand des „Langens und Bangens in schwebender Pein" gerathen, der sich eben nicht anders schildern läßt, als durch jene bezeichnenden Worte des Dichters, die für Liebende nicht räthselhaft klingen.

Es war die Sehnsucht nach der Geliebten, genährt durch Bilder, die er geschaut, und deren Besitz ihm der treue Meister verheißen hatte. Er sollte die Stufenleiter der Seligkeit erklimmen, das war ihm gewiß, das sagte ihm ein Vorgefühl, das selbst schon Seligkeit war. Zuerst war es Peronne, Peronne, das holde Mädchen, angethan wie die Lilie im Felde, mit einem Kleide aus Unschuld und umhaucht von einem Duftkreise jungfräulicher Heiligkeit. Es war sehr schön, dies liebliche Oval,

dieser edle und dabei so feine Wuchs, doch diese Vorzüge hatten Andre auch, indeß jene Vorzüge der reinsten, holdseligsten Blume keine mit ihr gemein hatte. Der Ausdruck ihres ganzen Wesens war Schüchternheit, sie scheute jede Berührung mit Andern, die nicht so waren wie sie, und wo sollte sie diese finden? In Robert glaubte sie endlich gefunden zu haben, was sie suchte; nicht als ob sie wirklich gesucht hätte, geprüft, verworfen — nein! ein Gefühl — das wir bei unedlern Geschöpfen Instinct benennen — leitete sie. Die geheimsten Fühlfäden ihrer Seele, die sich sonst bei der leisesten Annäherung zurückzogen, sie hatten sich ihm entgegengestreckt, vertrauend, und ein süßes Hoffen ergoß sich durch sie. Robert stimmte augenblicklich in diesen Einklang, wozu ihn der heilige Ort, in dem er Peronne stets erblickt hatte, noch mehr begeisterte. Dort in der Nähe der Madonnen von Künstlerhand, in dem Kreise schöner Engel, hatte er sie für einen von ihnen, ja, für die Madonna selbst gehalten, ohne vor dem Frevel zurückzuschaudern. Sie zögerte in der Kirche, bis er erschien, sie betete sogar nicht eher, und nun — wenn er unfern von ihr kniete — betete sie ohne Worte zwar, aber es schien ihr die vollendetste Andacht zu sein. Alles dies hatte ein Netz von unsichtbaren Fäden zwischen ihren beiden Wesen gespannt, das

der leiseste Hauch verwirren konnte, wie nun erst gar, wenn eine unfreundliche, finstre Gestalt sich hinein verlor?

Dies war mit dem alten Juden Manassès von Vierzon der Fall.

Aber die holde Zauberei seines geliebten Meisters, woran sich eine schöne Verheißung knüpfte, hatte nunmehr Alles vollendet, was zu dem Bau eines Tempels der Liebe in dem Herzen des Jünglings vorbereitet lag. —

„Nun ist mir das Räthsel meiner Liebe gelöst," rief er mit zum Himmel erhobenen Blicken dankend aus. „Was mir ein Traum im Bilde zeigte, soll Wahrheit werden — ich soll sie sehen!" —

So war er erwacht, als der große Bourdon der Notre-Dame seine eherne Zunge bewegte, und in seiner ernsten Sprache die Lüfte erschütternd, den Parisern zurief: „Erhebt Euch vom Lager! Rüstet Euch! Es ist ein Festtag!"

Sein Meister trat zu ihm ein, einen verhüllten Pack unter dem Arme tragend.

„Nun, Robert, mein Sohn!" fing er an, „der König kommt — und Alles zieht ihm entgegen. Auch wir wollen das Haus schließen, und uns auf seinen Pfad stellen. Oeffne diesen Pack und putze Dich mit den schönen Kleidern, die Du darin

findest, während auch ich mich dem Feste würdig kleiden will.“

Robert öffnete, wie es ihm der Meister gesagt hatte, und staunte, als er die Herrlichkeiten sah.

„Und das soll ich?“ — rief er, verwirrt von dem Glanze.

„Ich habe es von allen Ecken und Enden herbeigeholt und manchen Goldheller springen lassen müssen,“ sagte Meister Jourdan Ferron, „aber was thut's? es kommt uns wieder!“ und hierbei lächelte er freundlich. „Sieh' nur,“ sprach er dann, indem er ein Stück des Anzugs nach dem andern in die Höhe hob, und es mit Wohlgefallen gegen die Sonne hielt, die zum geöffneten Fenster hereinfiel — „diese zeisiggrünen Strümpfe, über die Beine zu ziehen, dem Frühlinge angemessen und Deiner Hoffnung, die kaufte ich bei unserm Nachbar, der sie aus der betriebsamen Kunststadt Troyes bezieht; darüber kommt das bauschige Röckchen von violettem Sammte, reich mit Nesteln, Schnüren, Häkchen und Knöpfchen versehen, nach genuesischer Weise — dies Kleidungsstück, nebst dem Wammse vom feinsten Leder, eben so reich verziert, hat mir der wackere Lombarde zu gutem Preise geliefert, denn wahrlich, die Sachen sind prächtig. Das feine Hemde, mit den vielen Fältchen und den köstlichen Spitzen, ist so viel werth, als eine Perlenschnur oder ein Reif

Brillanten, denn es kommt direct aus Flandern, und in Brügge wurde es gefertigt, kein Prinz dürfte sich dessen schämen. Die gelben Schnabelschuhe mit Schellen, und der kurze Mantel von rothem Zeuge, mit gleichem Schmucke, so wie die Bisamhandschuhe und der schwarze Hut, mit dem Busche von Pfauenfedern, sind echte Pariser Fabricate, ganz so wie sie die d'Annebauts, die Montsoreau's und die Bruyns am Hofe unserer schönen Königin tragen. Jetzt lege diese Herrlichkeiten an, und ich werde nicht säumen, Dich abzuholen."

Robert hatte noch so viel zu fragen, aber ehe er seine Worte in der Verwirrung zusammenfand, war der Meister schon zur Thür hinaus.

Das ungewohnte Geschäft, sich zu schmücken, ging ihm leichter von der Hand, als man voraussetzen konnte. Und noch war die Sanduhr auf dem Gesimse nicht halb abgelaufen, als er schon ganz gekleidet, wie er sein sollte, aus dem hellpolirten Metallspiegel sein schönes Bild sich entgegenstrahlen sah.

Innig erfreut und die Wangen von hoher Gluth durchströmt, ging er dem wieder eintretenden Meister dankend entgegen, der im weiten braunseidenen Talare, die niedrige Sammtkappe, die bis in den Nacken reichte, aufgesetzt, nicht minder eine würdige Erscheinung bildete.

„Aber warum, Meister, mir dies Alles?“ fragte Robert schüchtern, „soll ich beachtet werden unter den Cavalieren, deren Kleidung ich nun trage? Ist es nicht unerlaubte Täuschung? Bin ich nicht Euer armer Schüler Robert, den Niemand kennt, als Gott und Ihr?“

„Darüber schweige nun, mein Sohn,“ sprach der Alte, „und zeige Dich als einen würdigen Schüler, der mir in Allem Folge zu leisten verspricht. Ich führe Dich auf den Pfad zum höchsten Glücke, gib wohl Acht, daß Du nicht strauchelst.“

Er ergriff ihn bei der Hand und führte ihn auf die Straße, die an diesem Morgen Spuren der großen Bewegung der ganzen Volksmenge zeigte.

Während Meister Jourdan die Thür seines Hauses sorglich verschloß, blickte Robert in die offene Kirche von St. Jaques, die ganz leer war, bis auf eine einzige betende Gestalt, am Hochaltare kniend, und diese Gestalt schien ihm — — da faßte ihn der Meister und zog ihn um die Ecke ins wogende Getümmel. — —

Schon nahete sich der Zug, den Wachen, von Herolden geführt, eröffneten. Dann folgten die Offiziere des großen Chatelet mit erhabenem Pompe. Unter lautschallender Musik wurden ihnen die gebührenden Ehrenzeichen, als Helm, Panzer, Handschuhe, der Commandostab und die Hand der Ge-

rechtigkeit, vorgetragen, von ihren reitenden Trabanten umgeben. Gleich darauf folgten hundertvierundzwanzig Sergeanten mit ihren Trompetern, Pfeifern und andern Ehrenzeichen, worauf die zwölf Commissäre des großen Chatelet, ganz in schwarze Seide gekleidet, erschienen, woran sich alle Richter, in langen, weiten Scharlachgewändern, anschlossen.

Mit lärmendem Gepränge zog auch der Präsident des „hohen und herrschenden Kaiserreichs von Galiläa" einher, von seinen Garden begleitet. Dan erblickte man den Gerichtshof der Basoche, dessen Präsident den Titel führte: König der regierenden und siegenden Basoche. So wie man den Aufzug des Kaisers von Galiläa, die „Procession" nannte, so hieß dieser, die „Revue der Basoche," und das Wort „Basoche" wird richtig von „*basilica*" abgeleitet. Diesem Könige wurde sein Wappen vorgetragen, das auf einer ungeheuern Fahne gemalt war. Es bestand aus einem Schild, worauf drei Dintenfässer mit der Marquiskrone sich befanden, von zwei nackten Mädchen, mit langen Haaren, zu beiden Seiten gehalten, die Umschrift hieß: Sigillum magnum regum Basochiae. Gleich nach ihrem Könige kamen fast an achthundert Clercs der Basoche, die sämmtlich: Prinzen, titulirt wurden, von denen die jüngern als Weiber, in besonders üppigen Trachten, erschienen.

Die jüngsten derselben, „Gelbschnäbel" (becs-jaunes) geheißen, warfen kleine Münzen aus, welche der König der Basoche ein Recht zu schlagen hatte.

Jetzt kamen in ununterbrochener Reihe die Gewerke mit ihren Zeichen und verschiedene altherkömmliche Gestalten, wie der sogenannte „König der Rue-aux-ours," mit seinem barocken Gefolge. Auch die „Königliche Metze" (meretrix regia) fehlte nicht, von einer gewissen Anzahl loser Dirnen, zum Orden der heiligen Magdalena gehörig, begleitet, welche überall dem Hofe des Königs folgten.

Unter diesem bunten und heitern Gewirre zog mit einem Male eine kleine Zahl schwarzgekleideter Männer, mit ernsten, starren Mienen, die ehrfurchtsvollste Aufmerksamkeit auf sich; wie sie erschienen, schwieg der tobende Lärm und das betäubende Geschrei: „Noel! Noel!" Es war das in scheinbare Demuth gehüllte kühne Tribunal, das Ludwigs des Heiligen Capellan 1253 gestiftet hatte, und das nach seinem Namen: Robert Sorbon, die Sorbonne genannt, durch viele Jahrhunderte berühmt und gefürchtet blieb. Es waren Männer, vor denen Papst und Könige zitterten, und die ihre Throne verschenkten, obgleich sie ihre bescheidene Wohnung in der Straße Coupe-gueule, dem Thermenpallaste gegenüber: la pauvre-maison nannten. Wie lächerlich erschienen neben dieser furchtbaren Macht, in

unscheinbarer Hülle, die Anmaßungen eines Kaisers von Galiläa, wie abscheulich die Frechheiten des Königs der Basoche.

Nun erschien die Universität, die Geistlichkeit, der Prevot von Paris zu Pferde, der Abt von St. Denis, doch wer könnte Alles anführen, was herbeigeströmt war, um den Einzug des Königs zu verherrlichen, wer wollte die lebendige Beweglichkeit dieses Bildes wiederzugeben versuchen? Dabei lärmte das Volk auf eine Weise, daß man es für rasend halten konnte, insonders wenn der König der Ribands mit seinen Leuten vorüber war, die sämmtlich große Keulen trugen, und nun jener Theil des Zuges sich zu nähern begann, der aus den ersten Edelleuten des Hofes bestand, auf herrlichen Pferden, in Glanz und Schönheit einherreitend, nicht eben achtend auf das gaffende Volk, von dem so Mancher von einem Pferdehuf unsanft berührt, und dann wohl noch obenein durch einen Schlag mit dem Knauf des Schwertgriffes über den Kopf daran erinnert wurde, Platz zu machen. Dessenungeachtet nahm der Ruf: Noel! Noel! immer zu. Bettler plärrten ganze Litaneien ab, wie zum Beispiel:

„Aide Dieu de Maisté,
„Com de Maleheure je suiz nez!
„Com par Sui or mal assenez!“

während Herolde von Zeit zu Zeit die Titel ihres Herrn mit furchtbarer Stimme dazwischen riefen.

Von seinen Vertrautesten umgeben, sah man jetzt das nicht eben freundliche, gelbe Gesicht Ludwigs des Zehnten in einer seltsam geformten Kappe, um die sich ein schmaler, kronartiger Goldreif schmiegte, ihm zur Seite seine Brüder, Philipp der Lange und Karl der Schöne, welche Beide als Philipp der Fünfte und Karl der Vierte seine Nachfolger wurden.

Kein Blick jedoch verweilte lange auf dieser Gruppe königlicher Brüder, so überraschend und verlockend war das Schauspiel, das eine gleich darauf folgende gewährte. Es waren die drei Töchter Roberts des Zweiten, Palatins von Burgund, und die Gemahlinnen jener Prinzen. Margaretha, die Königin, mit ihren Schwestern Jeanne und Blanche. Sie waren herrlich geschmückt, mehr aber noch schmückte sie ihre blendende Schönheit und die Freundlichkeit, womit sie von ihren tanzenden Zeltern auf das jubelnde Volk herabsahen.

Da wurde plötzlich der Blick der Königin, als wenn die Sonne ihren ganzen Glanz entfaltet, nach einer bestimmten Stelle gerichtet; doch nur ein Moment war's — denn schnell verdunkelte er sich wieder und ein Schrei entfuhr ihren Lippen. Ein Getümmel entstand. Die vorüberreitenden Damen

blickten zurück, um die Botschaft zu vernehmen, die ein Cavalier über den Unfall hinterbrachte.

Ein reichgekleideter, schöner Jüngling, den Niemand kannte, habe die Worte: „dort! sie!“ ausgerufen, und sei dann plötzlich, wie vom Blitze getödtet, niedergefallen, doch belebe er sich unter den Händen des berühmten Heilkünstlers Jourdan Ferron, der ihm zur Seite war, und versprochen habe, ihn in seiner Behausung gänzlich herzustellen. —

Der Zug setzte ununterbrochen seinen Weg nach der königlichen Wohnung fort. Der Königin Blick war trübe geworden. —

IV.

La grande truanderie.

Für das Wort „truand“ mag wohl in unserer Sprache „Strolch“ als das entsprechendste gefunden werden, dessenungeachtet befinde ich mich mit „truanderie“ in einiger Verlegenheit. Es war einer von den „Höfen der Wunder“ (courdes-miracles), deren es in Paris mehrere gab, und die zum Theil noch bis jetzt diese herrliche Benennung behalten haben. Die Wunder jedoch, welche man an jenen Orten erblickte, waren sehr verschieden von solchen, wie sie uns Madame d'Aulnoy, Perrault und Andere überliefern, und doch waren es Wunder. Es war ein Zauber, der die Sinne verwirrte; Ekel und Grausen erregende Dinge waren auf so phantastische Weise durch einander geworfen und da-

bei von einer wilden Anmuth umstrahlt, daß man wider Willen sich festgebannt sah; der tollste Wahnsinn ward hier mit einem Luxus vergeudet, es schien, daß die Hölle ihre grellsten Fratzen dazu hergeliehen hatte, und Aberwitz und Sinnlichkeit gaben sich dabei ein Fest, umgeben von so bettelhaftem Prunke und buntscheckigem Ernste, daß man mit emporgesträubtem Haare lachen mußte über diese fürchterliche Parodie. Alles, was bei Tage und Nacht in Paris ohne andern Schutz als seinen eignen sich herumtrieb und durch List oder Gewalt für seinen Unterhalt sorgte; was von Sünde lebte und Verbrechen als eine Hanthierung ansah, was jeden Abend sich sagte: „wir stehen unter dem Galgen," wie andere Menschen sagen, „wir stehen in Gottes Hand," Alles dies hatte hier seinen Schlupfwinkel, den Niemand zu betreten wagte, der nicht als „Strolch" anerkannt wurde von dem Herzoge von Aegypten, der da saß auf seinem Throne und offenes Gericht hielt, denn er war das lebende Gesetz, dem sich Alles willig beugte.

Durch enge verrufene Gassen, vermieden von dem gewerbfleißigen Bürger, dem handelnden Lombarden und dem wuchernden Juden, denen sicherer Tod hier zu Theil geworden wäre, gelangte man zu dem Hofe der „truanderie." Schon die Namen jener Straßen, wie: tire-chappe, coupe-gorge, coupe-gueule,

coup-de-bâton, Vuide-gousset, deuteten auf ihre Unsicherheit hin.

Am Tage war der Hof verödet, nur kleine, niedrige Wohnungen umstanden ihn, von sehr verfallenem Ansehen. Nur Kinder und hier und da ein altes Weib wurden gesehen, die übrigen Bewohner schienen ausgestorben. Durch den Hof flossen mehrere Bäche, welche in der Mitte in eine Pfütze zusammenliefen, große Pfähle sah man eingerammt, an denen die Spuren von Flammen bemerkbar waren, Brandstellen am Boden, voll Kohlen und Asche erblickte man überall, Tonnen lagen umher, zerzauste Strohbündel, Haufen von Lumpen, Ueberbleibsel gehaltener Mahlzeiten, blutige Felle und Knochen geschlachteter Thiere, um die sich jetzt Kinder und junge Hunde um die Wette bissen und balgten.

Wer wollte aber diesen widrigen Anblick in seiner ekelerregenden Nüchternheit mit dem Taumel des Rausches selbst vergleichen? Wer sieht es der grau und grün bepinselten Leinwand an, daß sie in der reichen Beleuchtung einen duftigen Wald bilde? Wer wollte eine Decoration überhaupt am Tage betrachten? —

Eine schöne Nacht hatte sich ringsum über das weite Paris ausgebreitet und der Mond schwamm im Blau, als mit grellem Gesange, begleitet von

einigen gellenden Instrumenten, dem Grunzen der Bären und dem wilden Geschrei der Affen, ein langer Zug brauner Menschen, von den Franzosen Bohemer oder Sarazenen genannt, welche als Vorläufer der 50 Jahre später erscheinenden Zigeuner betrachtet werden können, sich dem Thore des kleinen Chatelet, am südlichen Ende der kleinen Brücke, näherten und Einlaß in Paris begehrten.

Ein Lieutenant des Prevots trat aus dem einen der beiden dicken Thürme, welche das Thor einschlossen und worin die Wachtstube befindlich war, um das Gesindel ein wenig durchzumustern. „Ein stattlicher Zug Galgenfutter!" brummte er vor sich hin, „doch ich darf den Eingang nicht verwehren, obgleich wir von dem Ungeziefer verzehrt werden."

Indem er nun im Kreise herumblickte, zählte er die Affen und Bären mit den Augen und sagte dann barsch: „Für jedes der Thiere werden vier Deniers erlegt, so lautet das Mauthgesetz, sonst werden sie nicht zugelassen —"

„Ei, Herr, wir führen zwanzig Affen und vier Bären mit uns," sprach vortretend ein großer Mann, mit weißem Barte, „und wie sollten wir armen Leute, die von weitem Wege kommen und erst hier in dem weltberühmten Paris unser Glück zu machen hoffen, eine so große Summe zu entrichten vermögen? Nehmt Ihr uns aber unsere Thiere, so

nehmt Ihr uns die Mittel, uns ehrlich zu ernähren, und wir hoffen, mit unsern gesunden Gliedern wieder von hier abzuziehen, nicht verrenkt und verstümmelt von der Folter —"

„Sprecht Ihr doch," sagte der Lieutenant, „als wenn Ihr Menschen wäret wie Unsereins. Mit Euerer Ehrlichkeit wird's Euch sogar Ernst nicht sein? Wahrsagt Ihr nicht? Besprecht Ihr nicht? Verzaubert Ihr nicht? Könnt Ihr nicht hieb- und stichfest und unsichtbar machen? Und Ihr solltet die Folter fürchten? Nichts da — zahlt die Mauth — oder fort von hier! — Laßt Euch auf dem Gebiete der Stadt nicht treffen, das rath' ich Euch!"

Hiermit wandte er dem Zigeunertrupp den Rücken, dessen Greise, sich eifrig berathend, zusammengetreten waren. Aber schnell ging Einer aus dem Haufen rasch auf den Lieutenant zu und rief:

„Wie mögt Ihr doch so böse mit uns armen Leuten verfahren, Herr? Bedenkt doch nur, wenn wir wirklich aller jener Künste Meister wären, deren Ihr vorhin erwähntet, so müßte es uns ja leicht werden, unsichtbar an Eurer Wache vorüber in Paris unsern Einzug zu halten und Ihr bekämet nicht den Schwanz eines Affen, nicht die Tatze eines Bären zu Gesichte. Glaubt nur immerhin, wir Böhemer wissen von der Zauberei gerade so viel als gebraucht wird, das Vieh harnen zu lassen, Gestoh-

Bayerische Staatsbibliothek München

lenes wiederzubringen, indem wir den Dieb entdecken, und den Kropf zu besprechen, was freilich Euer König auch kann. Im Uebrigen begnügen wir uns damit, mit Singen und Tanzen und unsern possierlichen Thieren guten Leuten die Zeit zu vertreiben und uns ehrlich hinzubringen. Seht nur her und horchet auf, die ganze Wache hat sich bereits um uns versammelt. Wir singen Euch etwas vor und tanzen dazu, dann brauchen wir die Mauth nicht zu erlegen und ziehen frei in Paris ein, so lautet das Gesetz Ludwigs des Neunten!"

„Hört! wie der Kerl die Gesetze studirt hat! — Laßt die Bohemer singen! Die Bären und Affen tanzen! — Nur zu! Nur zu! —" so schrien die Wachen durcheinander und zündeten schnell Fackeln an, die sie im weiten Kreise hoch in den Händen hielten.

Was wollte der mürrische Lieutenant des Prevot beginnen? Er gab die Bewilligung dazu und zog sich in seinen Wachtthurm zurück, während draußen Menschen, Bären und Affen, unter heulendem Gesange und wildem Jubel, im bläulichen Mondlichte und röthlichen Fackelscheine ihre Künste und Tänze zeigten. Dann zogen sie ungehindert über die Brücke.

In der großen „truanderie" war Alles zur Aufnahme solcher Gäste, und wenn sie auch noch

Bayerische Staatsbibliothek München

in größerer Anzahl gekommen wären, bereit, obgleich es besonderer Vorkehrungen dazu niemals bedurfte; dorthin wandte sich auch der Zug.

Im weiten Hofe, an den Pfählen ringsumher, brannten nunmehr dickqualmende, mit Pech überzogene Holzpflöcke, und überall sah man glimmende Haufen, woran sich Gruppen wärmten und kochten und um welche kleine schwarze Kinder, wie Gnomen, die aus der Erde auftauchten, sprangen. Inmitten des Hofes aber saß der alte Trimoniwestrum, Herzog von Aegypten benannt, und gefürchtetes Oberhaupt dieses Freistaates. Er war von altafrikanischer Race, dies beurkundeten Form und Farbe seiner Züge, die durch Rausch und erregte Sinnlichkeit, eine rohe Wildheit zeigten. Beides bewirkte seine Geliebte Gulreddin, die ihm fleißig zu trinken gab.

Die Nacht dieser Strolche zerfiel gewöhnlich in vier Abtheilungen. Den Anfang machte das Gericht des Trimoniwestrum, wo alle Zwistigkeiten geschlichtet und die Verbrecher bestraft wurden. Konnte man auch nicht immer die Gerechtigkeit des Herzogs von Aegypten loben, so mußte man doch die Schnelligkeit bewundern, womit seine Urtheile gefällt und auf der Stelle vollführt wurden. Nur selten trat Willkühr ein, denn die alten Satzungen standen fest und wurden von ihm aufrecht erhalten.

Zwei Galgen, an dem obern Ende des Hofes aufgerichtet, von sehr einfacher Construction, dienten dazu, seine Rechtssprüche zu erfüllen, und auch in dieser Nacht tanzten die bleichen, schlotternden Körper hoch droben in der Luft einen grausigen Reigen, während unten auf der Erde sich Alles sorglos der Freude überließ, ohne daran zu denken, wer Morgen vielleicht auf diese Weise in der Luft tanzen könnte.

Nach dem Gerichte folgte die Theilung des Eigenthums, das an diesem Tage erworben worden war, und das in lebendigen und todten Thieren, in Eßwaaren aller Art, Getränken und nur selten in Kostbarkeiten bestand.

Auch hier waltete des Trimoniwestrums Ausspruch und Einsicht vor, und wenn die Theilung nach den Satzungen im Allgemeinen beendigt war, dann fing der Tauschhandel im Einzelnen unter den Männern an, während die Weiber für die Küche sorgten.

Das Essen, Trinken, Singen und Tanzen bildete die dritte Abtheilung der Nacht. Dann zeigte sich die „truanderie“ in ihrem höchsten Glanze. Ueberall auf Anhäufungen von Fässern und andern Erhöhungen thronten die Fürsten der Strolche mit ihren Weibern, von einem helllodernden Feuer bestrahlt, das vor ihnen brannte, während die Gerin-

gern im Kreise herumliegend nur theilweise beleuchtet, theilweise im tiefen Schatten, ihr Mahl verzehrten, gleich wilden Thieren, und mit Zähnen und Nägeln halbrohes Fleisch von den Knochen zerrten, um es mit hastiger Gier zu verschlingen. Diese Gruppen machten eben so viele Pyramiden von Menschen, die in steter Beweglichkeit ein eben so seltsames als anziehendes Bild gewährten. Alles beherrschend erhob sich der Herzog Trimoniwestrum in der Mitte, auf einer rohgezimmerten Erhöhung, von einem schmutzigen, dunkelrothen Fetzen überdeckt, auf dem noch dunklere Flecke deutlich Blutspuren verriethen, das zu oft schon den Thron dieses Herrschers benetzt hatte. Ihm zur Seite lag die riesenmäßige Gulreddin, mit flammenden Augen, großen weißen Zähnen und einer vollen Mähne dicker, schwarzer Haare, die über den gelb und braun getigerten Busen und Nacken herunterfiel. Die Kleidung bedeckte nur nothdürftig ihren Körper, dessen langgestreckte Glieder die Behendigkeit eines mächtigen Wildes und auch seine Kraft verriethen, und in der That entstand beim ersten flüchtigen Anblick ein Zweifel, ob es denn wirklich ein Weib war, das man vor sich sah. Sie hatte sich erst seit kurzem eingefunden und sogleich die höchste Gunst bei dem gefürchteten Häuptling errungen, die ihr Niemand streitig zu machen wagte. Man ehrte sie

als vom altägyptischen Stamme entsprossen, was ihr Aussehen beurkundete, und fürchtete gleich sehr ihre riesige Kraft, so wie ihre tiefe Wissenschaft. Denn sie schien wüthend eifersüchtig, wenn irgend eines der Mädchen des lüsternen Herzogs Neigung auf sich zog, und hatte bereits mehrere Opfer ihrer Wuth wie der Blitz niedergestreckt.

Hin und her liefen die alten Mütter zwischen den jubelnden Kindern durch und schleppten Vorrath herbei, um Männer und Weiber zu befriedigen, und nun überall dies lebendige Treiben, das die finstern, öden Häuschen umschlossen, die schwebenden Galgen mit ihren stillen Bewohnern in hoher Luft. —

Der vierte Theil der Nacht bis an den hohen Morgen wurde mit Schlafen hingebracht.

Bis zum dritten war man gekommen, als plötzlich rauhe Stimmen von außen erschallten.

Es war der Zigeunertrupp, den wir am Thore des kleinen Chatelet verlassen haben, und der nun in der großen „Truanderie“ seinen Einzug hielt. Sein Anführer verlangte vor den großen Herzog von Aegypten geführt zu werden. Eine Menge Strolche, welche die Ankömmlinge sogleich neugierig umgeben hatten, willfahrten seinem Begehren.

„Wer bist Du?" rief ihm der trunkene Trimoniwestrum mit rauher Stimme entgegen.

„Ich bin der Vater einer Familie, die lange Zeit schon auf der hispanischen Halbinsel herumzog," sprach der Greis, den wir mit dem Lieutenant des Prevots verhandeln sahen, „die jetzt nach Paris gekommen ist, um sich Deiner großen Familie, mächtiger Herzog, anzuschließen."

„Wie viele Köpfe?" fragte Trimoniwestrum.

„Sechsundfunfzig, ohne die Kinder, Bären und Affen zu rechnen," erwiderte Jener. „Es wird wohl Platz genug zu unserm Unterkommen sein, sollt' ich meinen —"

„Platz genug!" rief der Herzog. „Paris ist groß und nährt uns Alle! Setzt Euch und seid willkommen! Du Vater und diese kleine Tochter hierher an meine Seite —"

Gulreddin schoß einen boshaften Blick auf den alten Herzog.

„Wie heißt Du?" fragte dieser das hübsche Mädchen. „Diese Kleine hier heißt Atten," erwiderte der Greis.

Und nun wurde den Fremdlingen gastfrei Trank und Speise geboten und eben so willig von diesen mit den erlebten Abenteuern aufgewartet. Die kleine Atten brachte spanische Tänze und Gesänge nach Frankreich.

„Ich prophezeihe Dir Glück!" schrie Trimoniswestrum, „wir haben kein solches Mädchen bei uns, und es kann Dir hier gar nicht fehlen. Morgen sollst Du Deine Künste auf den öffentlichen Plätzen zeigen und ein Goldregen wird Dich erfreuen. Zuerst geht Ihr nach St. Germain des Prés, dort haben sie ein Bild aus alter Zeit, das sie wie ihre Gottesmutter verehren und Wachskerzen davor anzünden. Aber es ist schwarz und nackt, und es ist Isis, die uns nährt und erhält. Vor vielen Jahren, als unsere Väter dies Reich begründeten, kam es hierher. Dort begeht Euern Gottesdienst, zündet auch ein Lichtchen an und sie werden der Meinung sein, Ihr betet zu ihren Göttern. Du, Atten, tanzest dann vor Isis, der ewigen Mutter —"

„Unsere Väter haben also dies Reich begründet, spricht unser Herzog?" rief ein junger Mensch von den Ankömmlingen, „und uns wollten sie nicht einziehen lassen in die Thore, ohne daß wir ihnen Zoll entrichten? Ist dies nicht unser Paris — das sie bewohnen —"

„Unser ist es," setzte ein älterer Bewohner der „truanderie" hinzu, „wie schon der Name lehrt, Par-Isis, und das Oertchen Isis, woraus sie Issy gemacht haben. Samothes, der Sohn Japhet's und Enkel Noa's hat es erbaut, und mit ihm zogen

vom Morgenlande her die Söhne der Sonne, um diesen Landstrich zu bevölkern —"

„Und warum lassen wir den Fremdlingen was Unser ist?" nahm der Jüngere wieder das Wort. „Warum dulden wir so schmähliche Erniedrigung? Warum hausen wir in diesem scheuslichen Winkel, während die Fremdlinge in Pallästen —"

„Und beneidest Du sie darum, junger Thor?" fiel ihm der Aeltere schnell in die Rede. „Ein Glück für Dich, daß unser Herzog ganz Auge und Ohr für die junge Atten ist, sonst würde Dir Deine Bemerkung übel bekommen. Dieser Winkel birgt das wahre Glück. Wir leben hier frei, nur Einem unterthänig und das ist unser Herzog, dessen Weisheit von uns Allen anerkannt wird. Kein Sterblicher kann sich über uns erheben. Wir sind Alle gleich. Das Weib, das uns gefällt, wird von uns geworben, unsere Kinder gehören der ganzen Familie an, unser Eigenthum gehört Allen, unser Ehrgeiz besteht darin, Einer der Unsern zu sein. So lange der Himmel nicht einstürzt, kann es uns nicht schlecht gehen, wir sind Kinder der Natur. Mögen sich doch jene Fremdlinge einbilden, sie herrschten in der Welt und wir seien ihre Sclaven! Ist es nicht unsere Wissenschaft, die sie bei jeder Gelegenheit brauchen und um Hilfe anrufen?"

Während dieses Gesprächs hatte die niedliche Atten einen Kreis von Zuschauern und vor Allem den durch und durch glühenden Trimoniwestrum durch einen spanischen Tanz entzückt, den sie in hoher Vollendung zu tanzen verstand und Gulreddin schnaubte wild wie ein gereiztes Thier, und hielt nur mit Mühe ihre Wuth zurück, die sie antrieb, sich auf die Tänzerin zu werfen und sie zu erwürgen.

„Du hast ein Kleinod bei Dir," sagte der Herzog zu dem fremden Greise, indem er Atten zu sich auf seinen Thron zog und den Arm um ihren Nacken schlang. „Deine Ankunft ist mir nun erst doppelt willkommen."

„Herr!" sprach dieser, „auch jenen Mann empfehle ich Dir, dessen Klugheit uns aus den Klauen des Zöllners am Thore befreite, der uns nicht einlassen wollte mit unsern Thieren, ohne eine große Summe zu erlegen, die wir nicht besitzen. Seiner Kenntniß der Gesetze verdanken wir es — daß —"

„Ist er einer der Unsern?" fragte der Herzog.

„Herr —" brachte stotternd der Alte vor — „ich bin verpflichtet, Dir die Wahrheit zu sagen, darum soll nichts Anderes vor Dir über meine Lippen kommen. Der Mann fand sich zu uns in einem Walde, unfern eines großen Flusses und verlangte mit unserm Haufen nach Paris zu kommen. Von seiner Geschichte hat er mir nichts vertraut,

doch schien er Sorge auf dem Herzen zu haben. Wir gaben ihm Kleider nach unserer Art, dafür schenkte er uns die Seinen, die wir verkauften. Am Thore waren es die ersten Worte, die er nach seiner Aufnahme unter uns sprach, und diese klangen so gut, daß sie uns von aller Abgabe befreiten. Jetzt hat er sich dort auf den Stein hingestreckt und läßt sich vom Monde bescheinen, ohne an irgend etwas Antheil zu nehmen, was um ihn vorgeht. Sieh nur — er rührt sich nicht! — Ei! er schläft —" setzte er dann hinzu, nachdem er sich dem Steine genähert hatte.

„Weißt Du, daß Du den Tod verdient hättest?" schrie der fürchterliche Trimoniwestrum, „wenn der Fremde, den Du einführtest, nicht mehr in unserer Gewalt wäre? Jetzt aber mag er statt Deiner sterben. Geht Ihr Beide!" sagte er befehlend zu zwei seiner Adjutanten, wie es schien, „und stoßt Eure Messer dem Schlafenden in das Herz."

Die Beiden schritten schnell aus dem Kreise, um ihres Herzogs Befehl zu vollführen, aber Gulreddin erhob sich und streckte ihren Arm nach ihnen aus.

„Halt!" schrie sie. „Der Fremde ist mein." Sie wichen scheu auf ihren Platz zurück.

„Erweckt ihn und bringt ihn in mein Schlafgemach, Morgen mögt Ihr dann Eure Messer mit

seinem Blute färben. Aber bei Euerm Haupte nicht früher, und bei meinem Zorn, daß er auch nicht eher entwische!" Bei diesen Worten zog sie einen Dolch.

Der schlafende Fremdling wurde geweckt und zu seiner großen Verwunderung ins Gewahrsam geführt. Er wußte sogleich, daß er verrathen sei, er wollte Auskunft darüber haben, aber die drohenden Blicke der Männer, die ihn fortführten, und der wilde Jubel der ihn umgebenden Menge hieß ihn mit Geduld sich in das Unvermeidliche fügen, und hoffen, daß der nahe Morgen Alles aufhellen würde.

Man brachte ihn in ein kleines Gemach, das der Mondstrahl erhellte. Er blickte rings umher. Ein Lager von Fellen, ein seltsames Fratzenbild, den Kopf von goldenen Strahlen umgeben, ein Tamburin, eine Zither, weibliche Kleidungsstücke, das waren die Gegenstände, die ihm ins Auge fielen.

„Bin ich wirklich in dem Gemache eines Weibes?" sagte er zu sich selbst, „und was hat man mit mir vor? daß mich auch die Müdigkeit und der Schlaf draußen befallen mußten! — Ich hatte mir vorgesetzt, die bunten Gruppen, die mir gleich bei der Ankunft sehr gefielen, recht in Augenschein zu nehmen, aber eben dies bunte Gewirre war es, was mich in Schlaf wiegte. Nun immerhin! —

wo Weiber im Spiele sind — kann es so gar schrecklich nicht werden —"

Er hielt inne, denn es schien sich neben ihm zu regen und eine furchtbare Stimme fragte mit schneidendem Hohne: „Nicht?" — Er schauerte zusammen, sah sich um — und erblickte Niemand. „Es war Täuschung!" sprach er dumpf in sich hinein — „und ich dachte ja an Sie!" —

Das Getöse vom Hofe schallte herein in sein Zimmer, das er nicht Kerker benennen wollte, und dieses, so wie seine unruhigen Gedanken hatten alle Müdigkeit von ihm verscheucht. Nach und nach verlor sich jedoch das Getümmel draußen. Er hörte Schritte sich nähern, und während die Feuer verglommen, sah er dunkle Gestalten am Fenster vorübertaumeln. Seine Thür war verschlossen und die Fenster vergittert, mithin mußte er den Gedanken an Flucht sogleich wieder ersticken, der nun — da das Leben draußen zu schweigen begann — in ihm sich regte.

Erwartungsvoll stand er noch da. Da nahete sich quer über den Hof, der bereits ganz öde geworden war, eine große Gestalt, sie trat ins Haus, seine Thür wurde geöffnet und er erblickte eine Riesin vor sich.

„Ich bin Gulreddin," sagte sie zu ihm, „die Dir, Fremdling, das Leben rettete und Dich glück-

lich machen will. Zum Glücklichsten — hörst Du? Folge mir und thue was ich Dir sage!" —

„Und was soll ich thun?" fragte der Fremde.

„Herzog von Aegypten sollst Du werden —" sagte Gulreddin, „wenn Du Dich mir überlässest. Komm und frage nichts mehr."

Er legte seine Hand in die Ihre, die sie ihm darreichte, und sie leitete ihn über den Hof durch glimmende Aschenberge, über Steine und durch Pfützen dem Eingange zu.

„Ich bin mitten unter den Abenteuern, die Alle scheuen, die nicht darin geboren werden," dachte sich der Fremde. „Dies ist ein „Hof der Wunder," und ich darf mich über nichts verwundern!" —

„Hier," sprach jetzt mit unterdrückter Stimme seine Führerin zu ihm, „verdiene den Preis, der ich selbst bin. Ich hoffe, eine Nacht in diesen Armen, die den Herzog beglückten, soll Dir munden, ein Kuß von diesen Lippen, die nichts Unreines berührten, wird Dich entflammen!"

Der Fremdling staunte Gulreddin an, und obgleich sie nichts von dem besaß, was Anmuth und Reiz den Weibern verleiht, so mußte er sich dennoch gestehen, daß diese wilde, imposante Gestalt einem Muthe, wie dem seinigen, nicht abschreckend erschien.

Der scharfe Blick des Fremden, der auf ihr ruhete, schien der Riesin nicht zu mißfallen, sie schlug ihr großes Nachtauge zum Monde empor, damit er dessen Spiegel schauen konnte, denn die langen Wimpern und tiefgezogenen Brauen beschatteten ihn zu sehr, sie lächelte und zeigte das Elfenbein ihres Mundes, das die dicken Lippen kaum sehen ließen, und schüttelte dann die vollen, schwarzen Mähnenhaare mit einem mächtigen Wurfe in den Nacken.

„Hier drin schläft er berauscht, ein junges Ding in den Armen,“ sagte sie nun, „ich darf ihn nicht tödten, weil er mein Gatte war, aber Du darfst sein Blut vergießen. Ich leite Dich zu seinem Lager, hier nimm den Dolch aus meiner Hand, und dann bin ich Dein, und Morgen bist Du, den er hängen lassen wollte, an seiner Statt Herzog und kannst über Alle gebieten.“

„Nimmermehr!“ rief der Fremde — und wandte sich erschüttert ab — es war ihm gleich einer furchtbaren Erinnerung, was ihn ergriff. „Du — mich leiten?“ rief er — „ich den Herzog morden? Nie — nie!“ —

Gulreddin fragte ernst: „Du willst nicht?“

„Nein!“ sprach der Fremde — „soll ich Dir dankbar bleiben — ewig — so laß mich entfliehen —“

„Daß ich eine Thörin wäre!" rief sie, „Du bist mein Sclave, mir geschenkt bis zu Deinem Tode, den ich nicht abwenden will, da Du Dich meinem Willen widersetzest. Kehr' zurück in mein Gemach — ich befehl' es Dir!"

„Du bist eine wahnsinnige Thörin, mir zu befehlen," rief der Fremde. „Hier bin ich im Freien und nie wirst Du mich in den Kerker zurückbringen. — Alles will ich dem Herzoge verrathen."

„Das wirst Du nicht," rief sie und stürzte sich auf ihn wie eine rasende Bacchantin.

Mit gelenkem Griffe hatte der Geübtere sie entwaffnet und warf den Dolch weit weg. Nun ging es an ein Ringen, worin seine Gegnerin eine große Ueberlegenheit an Kraft entwickelte. Mit aller Anstrengung hielt er sich noch, wenn gleich sie es nicht vermeiden konnte, daß der Kampf sich bereits nach dem engen Gäßchen gezogen hatte, das zur „truanderie" führte.

So waren sie vom Hofe bereits eine Strecke entfernt, als schallende Schritte sich ihnen näherten.

„Wer Ihr auch seid!" rief der Fremde nun, „befreit einen Menschen, der sonst schmählich unterliegt, aus den Händen eines nächtlichen Ungeheuers, eines Wehrwolfes —"

Schnell war der Ankommende bei der Hand, aber ehe er noch die Kämpfenden ereilte, hatte Gul-

reddin von ihrem Gegner abgelassen und war mit wildem Hohngelächter in den Hof zurückgeflohen.

„Ihr seid ein Bohemer?" fragte der Unbekannte, der in einen Mantel gehüllt war.

„Ja, Herr!" erwiderte der Andere, indem er seinen Mann in Augenschein nahm.

„Und wie kamt Ihr mit dem riesenmäßigen Weibe zusammen?" fragte der Unbekannte weiter, aber der arme Kämpfer war so erschöpft und die Wunden, welche ihm die Riesin zugefügt hatte, schmerzten ihn so sehr, daß er unfähig zu antworten war. Endlich fiel es ihm ein, daß der Unhold wohl noch einmal mit Verstärkung erscheinen könne, und daher fand er es sicherer, so schnell als möglich diesen gefahrbringenden Ort zu verlassen, unbesorgt um die Zukunft, die ihn, den vor kurzem Geflohenen, in Paris, mit nicht kleinern Gefahren bedrohte.

„Und was bringt Euch hierher um diese Zeit?" fragte er daher rasch den Unbekannten.

„Ich suche Hilfe!" sprach dieser, „Hilfe von Euch, weil Ihr Geheimes zu entziffern wüßt. Bist auch Du in dieser Kunst erfahren?"

„Sprecht, was Ihr wollt?" sagte drängend der Andere, nicht ohne Furcht immer den Kopf nach der „truanderie" rückwendend.

„Nun, so höre denn," sprach der Unbekannte, „seit längerer Zeit schon verschwinden in Paris junge Leute auf eine räthselhafte Weise, und dann werden ihre Leichname aus der Seine gefischt — ich achtete diese Vorfälle gering, bis ein Fall, der mich näher anging, meine ganze Aufmerksamkeit darauf hinlenkte. Mein eigner Bruder fiel als ein Opfer dieses unbekannten Dämons, und von dem Durst nach Rache beseelt, flieht mich der Schlaf und ich gehe Nachts um wie ein Gespenst, um die Urheber dieser Schandthaten zu entdecken. Meine Schritte bei der Königin selbst sind fruchtlos geblieben, desto eifriger ist aber mein Sinn auf diesen einen Punkt hingelenkt. Diese Nacht, so wie viele der vorhergehenden, sah mich einsam durch die Straßen wandeln — da gedachte ich Euer und Eurer geheimen Kunst und Wissenschaft und lenkte meine Schritte zu Euch. Sage mir, ob es Dir gelingen wird, den Mörder meines Bruders zu entdecken? Ich verspreche Dir reichen Lohn dafür, ich bin der Chevalier Renaud d'Annebaut."

„Ihr seid vom Hofe?" fragte der Fremde, seinen Charakter als Bohemer behauptend.

„Ich bin keiner der Geringsten im Gefolge der Königin," sprach der Andere.

„So könnt Ihr mir wohl leicht Eingang im Thurme von Philipp Hamelin verschaffen?" fragte der falsche Zigeuner.

„Nichts leichter als das!" entgegnete der Sire d'Annebaut.

„Thut's denn — und ich will Euch helfen," versicherte Jener.

So hatten sie das enge Gäßchen durchschritten und waren auf einen ziemlich freien Platz gekommen, wo einige bewaffnete Diener mit Pferden ihren Herrn erwarteten. Der Chevalier ließ einen absteigen und den Bohemer aufsitzen, und so zog die Cavalcade durch die stillen Gassen dem Hotel d'Annebaut zu.

V.

Eine Nacht im Louvre.

Ludwig der Zehnte hatte seinem Hofe Audienz gegeben, während das gute Volk draußen sich immerfort heiser schrie. Ein Feldzug sollte begonnen werden, ein geworbenes Heer stand in den nördlichen Provinzen, es fehlte nichts, als daß der Adel aufbreche, um die Stellen der Hauptleute und Anführer zu besetzen. Aber die Beutel dieser Herren waren durch Ausschweifungen aller Art erschöpft; die schönen Töchter ehrsamer, doch thörichter Bürger waren es, die sich des blanken, rothen Goldes in lachenden Haufen zu erfreuen hatten, welches die Edelleute ihren Unterthanen erpreßten. Liederliche Scherze und Wetten, welche die eigentliche Würze der Bankette damaliger Zeit ausmachten, verschlangen die Einnahme eines Jahres in wenigen Stun-

den. Man begnügte sich nicht, im heimlichen Dunkel zu seinem Liebchen zu schleichen und den Nectar der Liebe zu schlürfen, sondern er mußte vergeudet werden. In Schwärmen begab man sich zu der „dame galante“ und zog dahin, was eben die ausgelassenste Laune als brauchbar für den Scherz bezeichnete. Bald waren es Geizhälse, Furchtsame, Mürrische, Trunkenbolde, deren Hang und Neigung zur allgemeinen Berühmtheit gediehen war, welche auf die Probe gestellt und durch tausendfache Verlockungen auf die Folter gespannt wurden, die den vornehmen Zuschauern zu einer Quelle von Scherzen und Lustbarkeiten gereichten. Es war eben zu jener Zeit an Unterhaltungen noch fühlbarer Mangel; Lustspieldichter hatten ihre fruchtbare Phantasie noch nicht angestrengt, die Thorheiten der Menschen in einem treuen Spiegel zu zeigen und im Scherze zu belehren, was blieb also den vergnügungssüchtigen Edelleuten übrig, als diese Thorheiten im Leben selbst aufzusuchen und ihren Nutzen daraus zu ziehen, so gut es gehen wollte. Wir wollen daher über so manche Ausartung der Lustigkeit in jenen Tagen nicht den Stab brechen, weil der guten Anstalten, diesem erfreulichen Triebe auf anständige Weise zu huldigen, noch gar zu wenige waren. —

Um nun den jungen Herren die Mittel zu verschaffen, mit dem erforderlichen Glanze zum Heere

zu stoßen, ihre Feldequipage, Pferde, Diener und Waffen in gehörigen Stand zu setzen, belegte der König seine gute Stadt Paris mit einer neuen Steuer und ertheilte seinem Minister, Enguerrand de Marigny, den Auftrag, sogleich für deren Eintreibung zu sorgen, doch fügte er in angestammter Gnade hinzu, daß diese Auflage nicht höher als die letzte erhoben werden sollte, da er den Geiz und die Härte des Ministers zu wohl kannte und jeder Eigenmächtigkeit dadurch Schranken zu setzen gedachte. Hierauf wurden die Hofleute zum Handkusse gelassen und entfernten sich mit einer Kniebeugung, das Volk wurde durch die Partisanen der Trabanten „des grandes-lances," wie man sie zu nennen pflegte, auf hundert Schritte vom Louvre entfernt gehalten, um den Herrn König und die Frau Königin nicht fürder zu belästigen, und somit endigte sich dieser geräuschvolle Tag des Einzugs und seine weitläuftigen Ceremonien, wie Alles in der Welt. Die Sonne ging unter und es ward ruhig überall.

Ludwig der Zehnte, obgleich ein strenger und je zuweilen jähzorniger Mann, der, außer dem Umgange mit Weibern, wenig von den Ergötzlichkeiten anderer Menschen empfand und die kurze Zeit seiner Regierung größtentheils in Unruhe und Strapatzen hinbrachte, war dennoch an diesem ersten

Abende, wo er sich wieder in seinem Louvre befand, in einer behaglichen Laune, die fast bürgerlich zu nennen gewesen wäre. Es kam ihm in Sinn und er hielt es sich deutlich vor, daß er doch ein recht reicher, mächtiger Mann sei; König eines schönen Landes; vornehmer und reicher und mächtiger in diesem Lande, als irgend einer darin zu sein sich vermessen konnte; er sah sich in seinem königlichen Schlosse, umgeben von Wachen und Dienern und allen Zeichen der Herrschaft und Macht, Dinge, denen er sonst keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken gewöhnt war. Aber es kommen eben Augenblicke, wo man ganz eigne Stimmungen an sich empfindet.

So ergriff es ihn auch lebhaft, daß er eine überaus schöne Frau habe, eine Frau, um deren Preis allein schon Jeder gern König von Frankreich gewesen sein würde. Diese Frau hatte er nun lange nicht gesehen, und alle Frauen, die während seiner Abwesenheit in la roche-Corbon und anderswo ihn umgaben, machten ihm nur ihre Entbehrung empfindlicher, obgleich sie Alle zu den Angenehmsten zu zählen waren und von ihm mit dem Titel: „Freundin,“ oder „Liebste des Königs,“ la mye du roy, beehrt wurden.

Kaum war es daher ruhig im Schlosse, als der König, halb entkleidet, sich erhob und ganz

heimlich, wie ein echter Verliebter es macht, ohne Vortretung von Dienerschaft, wie ein König es zu halten pflegt, sich zu dem Gemache seiner Gemahlin hinbegab, um ihrer hohen Reize endlich einmal wieder recht froh zu werden.

Wie aber fand er die schöne Margarethe? —

Sie saß, halb liegend, auf einem Ruhebette in einer so reizenden Beleuchtung, als ob ein Maler, um die Zauber des Helldunkels zu studieren, sie mit großer Kunstverständigkeit angeordnet hätte. Alles rundete sich da noch mehr, was die Natur schon herrlich gerundet; wie das zarte Weiß, das im durchsichtigen, bläulichen Dufte verschwamm, sich so glänzend vom braunen Grunde hob! — Ein Meister in dieser Art zu bilden, war der reizende Correggio, und ein einziges Mal nur war es ihm verstattet, das Höchste hierin zu erreichen, und das war in seiner Magdalene!

Was Wunder also, daß dem guten Könige alle schöne Gedanken, die er eben einsam gedacht, in rascher Folge und bedeutendem Schwalle vor diesem Bilde wiederkehrten. Er setzte sich ohne Umstände zu seiner Königin, ließ die Hand leicht unter ihr liebliches Haupt gleiten und sah ihr in die großen Augen. Aber stumm und regungslos lag sie da — und schien es nicht zu bemerken, daß ihr Herr und König sich so zärtliche Mühe mit

ihr geben wollte. Ihre Gedanken waren abwesend — ihre weitgeöffneten Augen — so mußte man glauben — sahen weit über die Grenzen dieses Zimmers hinaus — und Gedanken und Blicke schweiften fernab in Gegenden, wo andre, lieblichere Gestalten sie zu fesseln wußten, als die Umgebung ihnen zu bieten hatte.

Eine gute Weile begnügte sich Ludwig nun wohl mit dem Anschauen, ja — dies erhöhete zugleich den eigenen Reiz, der in seiner gegenwärtigen Stimmung vorwaltete, und der Zustand völliger Abspannung, worin die Königin sich befand, und ihm jede Zärtlichkeitsäußerung gestattete, erfreute ihn wohl, obgleich sie ohne Erwiderung blieb. Doch mit einem Male war es, als ob ein unheimliches Gefühl den König neben der schönen Frau ergriff.

„Wie?" rief er, „ist es möglich, daß eine Gattin so unempfindlich, kalt daliegt, wenn nach langer Zeit der Gatte sich ihr naht? Ist diese Schöne von Marmor, fließt kein Blut in ihren Adern? athmet kein Gefühl in ihrer Brust? Margaretha! hörst Du mich nicht? siehst Du mich nicht? Margaretha!"

Und schnell, wie wenn ein Mondsüchtiger, durch plötzlichen Anruf bei seinem Namen, erschrickt, zu sich selbst kommt und zusammenstürzt und dann allmählig erwacht zum Leben, so erhob sich die schöne

Königin krampfhaft, mit zurückgebogenem Leibe und rollenden Augen. Ihre reichen Flechten, die losgenestelt waren, fielen über das himmlische Gesicht, und man sah daher nicht deutlich, wie der Mund sich verzerrte.

„Was ist Margaretha, meiner Königin?" fragte Ludwig bestürzt.

Da seufzte sie tief, mehrere Male nach einander, dann strich sie die Haare zurück mit der weißen Hand, schloß eine kurze Zeit die Augen, öffnete sie, blickte lange auf den König, legte sich zurecht, stützte den zierlichsten Ellenbogen des Erdballs auf das runde Polster, den schönen Kopf darauf und sprach leise:

„Du? Loys? Warum weckst Du mich so ungestüm?" —

Der König versicherte, daß er sie nicht schlafend gefunden, daß sie mit geöffneten Augen dagelegen, daß sie ruhig geathmet habe, sie aber läugnete Alles und behauptete, daß sie sein Hereinkommen nicht bemerkt.

„Wenn das ist," sagte mit ernster Miene der König, „so lag Dein Körper da, während Deine Seele daraus entfernt, wer weiß, in welchen Regionen umherschweifte."

„Meine Seele — ja!" wiederholte sie, leise schaudernd.

Und den König, den so heiße Sehnsucht zu ihr geleitet, überfiel nun ein unheimliches Grausen, dem herrlichsten Weibe gegenüber. Es war ihm, als habe eine andre Macht, als die gute im Himmel droben, eine Gewalt über sie. Wie denn die zahlreichen Astrologen und Zauberer zu solchem Glauben hinlänglichen Raum gaben, indem sie Liebestränke von großer Kraft zu bereiten verstanden.

Er sah sie recht wehmüthig an, holte einen tiefen Athemzug und stieß ihn gleich wieder kräftig aus der Lunge, weil ihm die Luft zu schwer schien, und geschwängert in diesem Gemache mit unheilbringenden Bestandtheilen, dann zog er sich zurück, um auf andere Weise sich zu vergnügen, jedoch von seiner Königin ohne Bedauern nachgeblickt. —

Kaum war er fort, als sich die Wand dort öffnete, wo keine Spur einer Thür bemerkt werden konnte, und ein alter, gelblicher Kopf, von rothem Barthaare umsäumt, sich daraus vorsichtig umblickend, in dem Zimmer der Königin zeigte. Da er es leer sah, säumte der ziemlich vom Alter gebeugte Körper nicht, einzutreten und sich dem Lager der Königin zu nahen. Er zog aus seinem Talare eine kleine Phiole und ließ daraus einige belebende Tropfen auf die Lippen der hohen Frau gleiten.

„Bist Du's, guter Meister Jourdan?“ fragte

sie, sogleich zu sich selbst kommend und den weisen Meister Jourdan Ferron erkennend, ihren Arzt.

„Ich bins, Frau Königin!“ sagte dieser, „ich harrte lange in dem dunkeln Cabinette, weil ich die Abfahrt des unlautern Gastes, der in Deiner Nähe war, erwarten mußte. Endlich geschah es, und hier bin ich nun, mich mit Dir zu beschäftigen.“

„O, wenn Du das willst, weiser Mann,“ sprach sie, „so gib mir Kunde, die mein Herz verlangt. Ich lag im wachen Traume da, und meine Seele war fortgezogen aus meinem Körper und umschwebte ihn — den ich heute sah — und der mit mir Eins ist. Sage mir, was Du von ihm weißt, denn bei Dir ist er — das hörte ich —“

„Du meinst den Jüngling, den heute der Unfall —“ sagte der Meister.

„Ja — ja — wen denn anders? Ist er krank?“ fragte das glühende Weib, dem die Anwesenheit oder die Arzenei des Schwarzkünstlers das Leben wieder zurückgegeben hatten.

„Er genas durch meine wiederbelebenden Künste — er — dem Du bald den Tod gegeben hättest,“ sprach der Meister.

„Ich? den Tod?“ fragte wiederum Margaretha.

„Und hast Du nie gehört,“ nahm ernst Jourdan Ferron das Wort, „daß Liebe tödten könne —

durch Sehnsucht, Ueberraschung, plötzliches Glück? Dies war bei jenem Jünglinge der Fall, der heute beim Einzuge des Königs, unweit des Hotels von St. Paul, in meiner Nähe zur Erde fiel, als Du vorüberrittest und Eure Blicke sich begegneten. Ich nahm mich seiner an und ließ ihn in mein kleines Haus bringen, das ich in der rue-des-écrivains bewohne. Wie er dort, durch meine Bemühungen, wieder zu sich gekommen war, gestand er mir, daß er längst Dir nachziehe, wie der Mond der Erde, daß er sich in Deinen Strahlen bewege, und daß es ihm nur so selten widerfahre, Deine Schönheit aus der Ferne bewundern zu dürfen, weil er fremd sei und es nicht wage, sich unter den Cavalieren zu zeigen, die Deinen Hofhalt schmücken. So war er heute ausgegangen, nicht um die Pracht der Aufzüge zu bewundern, oder sich an dem lauten Lärm zu ergötzen, sondern nur um wieder einmal seine Königin zu sehen und sich in ihrem Strahlenblick zu sonnen. Da erschienst Du, Alles überglänzend, was Dich umgab, und Dein Blick verweilte lange auf dem fremden Jüngling, und Dein Auge suchte den Weg zu seinem tiefinnersten Herzen, da fühlte er sich sterben — sterben von dem Strahl des Auges. Sein Tod war Wollust. O wie sehr hart waren seine Vorwürfe, daß ich ihn zum Leben erweckte —"

„Sterben — von meinem Blicke?" sagte die Königin, in liebeglühendem Nachdenken versunken — „es ist ein zärtlicher Gedanke —"

„Nur meine Versicherung, daß ich als ein geschickter Arzt, Mittel für jedes Uebel wisse," fuhr Meister Jourdan fort, „söhnte den Ungestümen, der nur Tod von Dir wollte, nicht Leben von einem Andern, wieder mit mir aus — denn ich gestand ihm, daß ich Dein Arzt sei. Er ist übrigens aus einem altitalienischen Hause, die Versoris sind in Genua bekannt. Er ist der jüngste Sohn, Luigi mit Namen —"

„Wer will das wissen?" rief die Königin unruhig. „Also zum Leben erwacht ist er — und für mich soll er leben! — Ich will ihn sehen — führ' ihn ein zu mir!"

„Dort?" fragte mit sehr ernstem Nachdrucke der Meister.

„Nein — nicht dort — nein!" rief wie von Abscheu ergriffen die Königin. „Hier will ich ihn sehen, täglich, zu jeder Stunde — nicht bei jenen geheimnißvollen, nächtlichen Zusammenkünften. Ich hoffe, seine Liebe wird mich bewahren vor jenen furchtbaren Ausschweifungen, davor ich in ruhigern Augenblicken erbebe. Ja — seine Liebe soll mich beglücken — muß mich beglücken! Von Dir, Furchtbarer! verlange ich es — Du kannst die Her-

zen der Menschen gängeln nach Deinem Willen — führ' ihn zu mir, und tilge so Deine gräßliche Schuld!" —

„Du kennst die Gewalt der Liebe," sprach der Arzt. „Muß er nicht sterben, wie die Andern, wenn Du —"

Die Königin entgegnete: „Nein! ihm will ich vertrauen! Er wird mich nicht verrathen! Er mag das Bewußtsein haben, daß er von der Königin geliebt wird. Deine wilden Liebestränke, die meine Adern mit Feuer füllen, gib mir nicht mehr, ich bedarf ihrer nicht mehr, um die Schrecken der Nacht zu bannen, an seiner Seite werden die Nächte mir wonnig dahinschwinden. Und kein Opfer darf mehr fallen, um das Geheimniß meiner Qualen zu bewahren. Bringe mir Versoris, der mich liebt, ich werde menschlich fühlen!" —

Eine Pause folgte. Dann begann der Meister Jourdan Ferron:

„Du willst es und ich werde Dir gehorchen. Der junge Versoris aus Genua wird morgen am Hofe erscheinen —"

„Morgen?" unterbrach ihn die Königin, „erst morgen?"

„Margaretha," sprach hierauf der Meister, „Du erwähntest meiner Schuld, und bist Du es nicht, die mir schuldet. Verschwende ich nicht meine

tiefe Wissenschaft, Deinen Lüsten zu fröhnen? Bin ich nicht Dein Sclave? Gleich dem starken Teufelsbanner beherrschest Du meine Geister und ich selbst muß vor Dir zittern. Margarethe! sprich! wird Du je auch Luigi's überdrüßig werden — wird auch er" — —

„Nicht weiter," schrie entsetzt die Königin, „Deine Gedanken hier — jetzt — auszusprechen, wär' ein Frevel. Luigi will ich lieben, wie mein Herz sich sehnt; mit einer Liebe — ich fühl' es — die ich noch nicht kannte. Dieser Jüngling war bereits das heimliche Entzücken meiner Träume, als ich ihn noch nie erschaut hatte!"

„Der junge Versoris wird an Deinem Hofe hochgeachtet leben — Dein Günstling sein — Dich ganz beherrschen?" fragte der Alte schlau.

„Ganz — ganz! wie einer Magd soll er mir gebieten!" rief Margaretha. „Nur ihm will ich gehören — ihm allein!"

„Wohlan denn" — sprach Meister Jourdan, „ich habe Dein Versprechen, das Du mir nie brechen wirst — sollt' es einst geschehen —"

„Nie!" sagte Margaretha stark — und ein Luftzug, der gerade in diesem Augenblicke durch das Gemach streifte, ließ seltsam die kleinen, locker in Blei gefaßten Fensterscheiben an einander klirren. Sie schauerte zusammen.

„So wirst Du ihn noch diese Nacht sehen — sprechen — in diesem Augenblicke!" sprach Meister Jourdan.

Margaretha begann zu zittern, ihr fragender Blick ruhete flammend auf ihrem alten Arzte, der noch immer starr und stumm vor ihr stand.

„Ich soll ihn sehen, sagst Du mir?" fragte sie endlich, „und wo ist er?" —

Der Alte schlich nun zur geheimen Thür, durch die er eingetreten war, öffnete sie und leitete bei der Hand einen blassen, schönen Jüngling in das Gemach der Königin, die sich indeß in peinlicher Erwartung auf das Ruhebett gesetzt hatte.

„Du siehst, Luigi Versoris, daß ich Wort gehalten habe," sprach bedächtig der Meister Jourdan, indem er mit einer gewissen Art von ängstlicher Vorsorge des jungen Menschen Hand fahren ließ, wie eine Wärterin, die ihren kleinen Pflegling die ersten Schritte wagen läßt. „Gedenke meiner Worte! Dort ist die Thür, wo ich Dich erwarte!"

Hiermit verließ er ihn. —

Der Jüngling befand sich auf der höchsten Staffel irdischer Seligkeit, denn dem Bilde, das ihn wachend und schlafend erfüllt hatte, stand er nun gegenüber, und es war kein Bild mehr, sondern ein liebendwarmes, schönes Weib, das ihm die weißen Arme entgegenstreckte.

Seine Scham wich bald in der heißen Umarmung und den armen Schüler Robert, den vor Kurzem noch Sehnsucht verzehrte, dessen Gedanken unbestimmt umherschweiften nach einem Etwas, das ihm noch räthselhaft war, sehen wir nunmehr als Luigi Versoris als den beneidetsten Mann im Königreiche, wenn Jemand sein Glück hätte ahnen können.

Aber Margaretha, voll Liebe und zärtlicher Zuneigung zu dem schönen Jünglinge, bewahrte eine keusche Zurückhaltung in seiner Nähe, die seine Schüchternheit begünstigte.

Sie war sich selbst ein Räthsel, und nie noch ward eine Umarmung und ein Kuß reiner gewährt und empfangen, als bei diesem trautesten Zusammensein.

Der Morgen grauete bereits, da klopfte der wachsame Meister leise an die geheime Thür und dachte zwei Liebende aus sinnlichem Rausche zu stören. Die Gefühle waren aber anderer Art, welche Beide erfüllten. Der Jüngling zog sanft seine Hand aus der festhaltenden der Königin und mit dem Versprechen: „auf Morgen!“ verschwand er.

VI.

Enguerrand-de-Marigny.

Tief in Sorgen brütend saß Ludwigs erster Minister in seinem Hause „la tombe-Isoire,“ das beim Volke, argen Geisterspukes wegen, in großem Verrufe stand. Es lag außerhalb der Barriere von St. Jacques, im Dorfe Mange-Souris, heutzutage Mont-Souris geheißen, in der Gegend des Panthéons. Die Erbauung dieses Hauses wurde in die Römerzeit verlegt und später hatte ein berüchtigter Räuberhauptmann hier sein Wesen getrieben.

La tombe-Isoire, so wie das Schloß Vauvert, das von Karthäusern bewohnt wurde, und nun verstümmelt Diable-au-Vert genannt wird, waren die eigentlichen Wohnsitze des Pariser Localteufels Vauvert, dessen muthwillige Bosheit keinen

Reisenden ruhig auf der alten Römerstraße, die nach Issy führte, vorüberziehen ließ und der von allen Parisern gleich gefürchtet wurde.

Enguerrand-de-Marigny, der von Allen gehaßte Schwarzkünstler, konnte wohl unter dem Schutze dieses Unholds wohnen, da er selbst nicht viel besser war als Jener. In der That aber war la-tombe-Isoire, dieser berüchtigte Geisterschlupfwinkel, eine Art von ländlichem Aufenthalte für den Minister, wenn er sich aus dem Geräusche der Stadt zurückziehen wollte, wenn er ermüdet war von seinen eifrigen Nachsuchungen im alten Pet-au-Diable, wie das Volk den von den hingerichteten Templern bewohnten Thurm zu benennen pflegte, um hier in stillem Nachdenken einige Stunden zu verleben.

Hier hatte sich Enguerrand mit Allem umgeben, was ihm bei seinen geheimen Wissenschaften nöthig war.

Wir sehen ihn in einem hohen gewölbten Zimmer sitzen, dessen Ledertapete von Alter und Staub dunkel gefärbt ist, mit langen, schmalen Fenstern, deren kleine, runde, in schwarzem Blei eingefaßte Scheiben, in der Mitte ein buntfarbiges Wappen einschließen. An den Wänden erblicken wir jene räthselhaften Charaktere auf Tafeln gezeichnet, die uns die gangbarsten Zauberbücher jener Zeit auf-

bewahrt haben, und mit deren Hilfe es weisen Männern möglich gewesen sein soll, die Pforten des Geisterreichs zu erbrechen und seine Bewohner heraufzubeschwören, um sich die Zukunft enthüllen zu lassen. In wie fern jene Leute, die sich solchen Wissenschaften hingaben, Betrüger oder Betrogene waren, wollen wir hier nicht untersuchen. Wahr ist es und eine ganze Zauberliteratur bestätigt uns, daß dergleichen Formeln und Zeichen vorhanden waren und angewandt wurden. Sich ihrer zu bedienen, gleichviel mit welchem Erfolge, verschaffte schon den Namen eines Zauberers und Schwarzkünstlers.

Einen ungeheuern Erdspiegel vor sich, den das mächtigste Zaubermittel, unter dem Namen der „Sieben-neun-Siegel" bekannt, in künstlicher Verschlingung umgab, saß der Minister da, sein Auge starr darauf gerichtet, mit bleichen Lippen und in ganz ungeordnetem Anzuge.

Die schönste Sommersonne spielte draußen in den bunten Blumenhäuptern, wovon die Wiese duftete, welche das Gebäude umgab — er merkte nichts davon. Kein Strahl — kein Duft zog ein unter den Moderstaub, der ihn umgab.

Der Erdspiegel war seine Welt. In ihm wollte er seine Zukunft und die des Königs — der Königin — des Reiches — seiner Feinde, sehen. Alle Mittel waren fruchtlos. Dies Orakel blieb

stumm. Die schwarze Fläche blieb leer, und die trübe Weissagung, welche er sich daraus zog, erfüllte ihn mit Bangen, schärfte sein Nachdenken und verdoppelte seine Sorge.

So mochte er bereits mehrere Stunden gesessen haben, als ohne Meldung geradezu und mit der Zuversichtlichkeit in Blick und Haltung, eine angenehme Störung herbeizuführen, der allberühmte Arzt und Astrolog, Meister Jourdan, zu dem Minister eintrat.

Dieser sah in die Höhe und den Eintretenden ernst an.

„Ihr kommt," rief er ihm dann entgegen, „zu einer gelegenen Stunde. Ihr sollt mir mit Euerer tiefern Wissenschaft beistehen. Meine Zukunft trübt sich — mein Ende naht heran — ich sehe den Triumph meiner Feinde; oder meine Kunst ist zu schwach, dem mächtigen Vereine von wirkenden Kräften zu gebieten."

„Was beunruhigt Euch so?" fragte Meister Jourdan mit Befremden, „sind Eure Unternehmungen nicht alle mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt worden? War je ein Minister in diesem Lande so mächtig wie Ihr? Wer sollte es wagen, Euch die Spitze zu bieten? Das Leben des Königs — der Königin — aller Menschen ist in Eure Hand gegeben. Beherrschet Ihr nicht auch

mich? Bin ich nicht Euch ein dienstbarerer Geist, als mir Astaroth, Asmodi, Lucifer es sind? Tödtetet Ihr nicht Philipp, Euern Herrn, hier im Bilde, und gab er nicht sogleich darnach seinen Geist auf? Und war ich es nicht, der Euch ein Zauberbild, Volt genannt, verfertigte zu diesem Zwecke?"

„Wollte ich alle meine Feinde so tödten," sprach schwer aufathmend Enguerrand, „so müßte ich diese Säle mit Zauberbildern anfüllen und es würde des Mordens kein Ende. Denn wer ist nicht mein Feind?"

„Habt Ihr ihre Macht nicht gebrochen, indem Ihr Bernhard von Molay und die Rotte der Tempelherren vernichtetet?" erwiderte der Meister. „Mögen doch die von ihnen aufgehäuften Schätze in andere Hände gekommen sein! Was kümmert's Euch? Geiztet Ihr je darnach? Wurden Euch nicht andere zu Theil, unschätzbare — unerreichbare?"

„Mir?" fragte der Minister mit stechendem Blicke — „mir?" wiederholte er mit größerm Nachdrucke — „Euch!" —

„Und durch mich — Euch!" sprach unwillig der Meister.

„Ich mag mit Euch nicht rechten," sagte Enguerrand, „aber wenn Alles so ist, wie Ihr sagt, so helft mir. Wenn es nicht ein Wahnsinn ist, der mich auf diese Bahn lenkte, so beweist es mir

durch die That. Ich bin Euer Schüler — was habt Ihr mich gelehrt? Ich that Alles, was Ihr wolltet — was hat es mir gefruchtet? Mich haßt das Volk und wünscht meinen Tod, Paris wird von Gräueln überfluthet und ich weiß keinen Damm entgegenzusetzen. Die Hofleute spotten meiner und Alles sähe gern den Scheiterhaufen geschürt, mich darauf zu verbrennen. Lauter werden die Anklagen stets, ich habe König Philipp vergiftet — drohender erheben sich gegen mich die Stimmen, ich sei es, auf dessen Geheiß die nächtlichen Opfer in die Seine geworfen werden. Wie schütz' ich mich dagegen? Und nennt Ihr mich noch allmächtig? noch weise? noch im Besitze von Wunderkräften? Ich stehe umgürtet mit der ganzen Weisheit der Aegyptier und der Rabinen, und bin doch nur ein ohnmächtiger, belachenswerther Magier!" —

„Ich glaubte Euch nicht in dieser düstern Verzweiflung anzutreffen," sagte der Meister und wandte sich zu gehen.

„Ihr wollt mich verlassen?" rief Enguerrand, „so höhnt Ihr mich denn, Jourdan? Vernehmt mindestens, was mich in solche Stimmung versetzte."

„Laßt hören!" sprach Jener gelassen.

„Ich träumte — nein! nicht Traum war es" — fing Enguerrand nach einer kleinen Pause an.

„Ich sah — von diesem Fenster aus — einen Mann seinen Blick nach mir erheben, dessen Furchtbarkeit nicht zu ertragen war. In ihm lag die ganze Hölle. Die Flammen aller Scheiterhaufen, die ich anschüren ließ, um die unglücklichen Templer zu verbrennen, loderten daraus hervor, die Schmerzen, die ihnen die Folter verursachte, drückten sich darin so wild verzerrt aus, daß ich vor dem Ungeheuern zurückbebte, und endlich war es des Großmeisters Bernhard von Molay's strenger Ernst, der daraus leuchtete und der mich ganz vernichtete. Was sind gewöhnliche Vorwürfe, was ist ein zerrissenes Gewissen gegen solchen Blick, den ein Gespenst auf uns richtet — ein Gespenst, das man nicht rief — das ungerufen uns die Hölle sendet — ein Gespenst! sagt' ich, ein Gespenst? sagt' ich's?"

„Ihr nanntet's so," sprach mit ernster Ruhe der Meister.

„Wenn es ein Gespenst gewesen wäre?" rief schmerzhaft Enguerrand aus, „Du würdest es leicht gebannt haben, wenn es meiner Beschwörung nicht hätte weichen wollen — aber ein Mensch war es — ein lebender, athmender Mensch von Fleisch und Bein — und Du hast mich betrogen, Jourdan Ferron, oder Deine Künste lügen — und dann lebt auch Philipp, den ich im Volt getödtet und

wird einst wiederkehren, um mich zur Rechenschaft zu fordern, denn, der — den ich sah — war Buridan, der Noviz der Templer, der Schüler Molay's, dessen Volk gefoltert wurde, dessen Volk seit gestern am Galgen von Montfaucon hängt, und der heut in Paris umgeht und mich höhnt und mich anklagt!" —

Er schwieg erschöpft und schloß die Augen, gleich als sähe er ein furchtbares Bild, das er loswerden wollte.

Jourdan Ferron biß sich die Lippen und murmelte: „Zu großen Thaten gehört Stärke und Ausdauer."

Enguerrand fuhr mit geschlossenen Augen fort: „Und auch mich sah ich — im Freien — von Luft umgeben — und doch die Brust zugeschnürt, dem Ersticken nahe. Emporgehoben zum Himmel und Höllenbrand im Herzen. Ringsum verschwamm die Gegend vor meinem Blicke, der wie von blutigem Flor umhüllt war, denn in meine Augen trat das Blut meines Herzens, und riesengroße, schwarze Vögel umflatterten mich mit wildem Geschrei und ihre spitzigen Flügel schlugen mein erstarrendes Antlitz — ich konnte nicht leben — nicht sterben. Oh! es war die furchtbarste Qual, welche Teufel verhängen können — es war fürchterlicher als der Tod in den Flammen."

„Oeffnet Eure Augen wieder, Graf von Longueville!“ sprach Meister Jourdan, „und gebt Euch nicht so bösen Träumereien hin. Was ist's, das Euch ängstigt? Buridan — der fahrende Schüler — der von hier floh, Niemand weiß wohin, und den der Tod bereits ereilte, fern von hier, in dem Augenblicke, als sein Volk gehenkt wurde? Er schadet Euch nicht mehr, und selbst sein Geist wird es nicht wagen, in diesen Bezirk zu dringen, um Euch zu beunruhigen. Hier schützen Euch andere Mächte. Ich weiß es, was Euch so sehr beängstigt und will es Euch nun offenbaren. Die Leichname sind es, die der Fluß nicht bewahren will, und die allerdings auf Eure Rechnung gesetzt werden, aber auch diesem Frevel bin ich auf der Spur“ — —

„O mein Gott!“ schrie der geängstete Enguerrand, „was bedarf's dessen — ist es mir ein Geheimniß geblieben? Und grenzt es nicht an's Wunderbare, daß bis jetzt noch nicht der ganze Hof, die ganze Stadt darum wissen?“ —

„Welchen Wahn hegt Ihr?“ rief verwundert der Meister.

Aber Enguerrand erhob sich von seinem Sessel, ging festen Schrittes auf Meister Jourdan los, ergriff seine Hand, zog ihn dicht an sich und raunte

ihm ins Ohr: „Es ist die Königin, die die Opfer schlachtet!"

„Was sagt Ihr? Welch frevelhaftes Wort befleckte Eure Lippen?" sprach lächelnd Jourdan Ferron. „Dieser Engel von Schönheit und Sanftmuth —"

„Dieser Engel von Schönheit und Sanftmuth ist ein buhlerischer Teufel — eine Hexe, die den Keim in sich trägt, ein Menschengeschlecht zu vernichten," fuhr Enguerrand fort — „Ihr Athem tödtet — ihr Blick — Alles an ihr hat die Hölle mit Liebreiz übergossen, um es desto verderblicher zu machen. Ich selbst sah sie Nachts den Louvre verlassen und in der verdeckten Gondel nach dem Nesle-Thurm überschiffen — dort feierte sie ihre üppigen Feste — dorthin verlockte sie schöne, junge Abenteurer, die den kurzen Genuß in ihren reizenden Armen mit einem schmählichen Tode bezahlen mußten, um von ihrem Glücke nichts zu verrathen. Wer dort mordet in der Königin Solde, ist mir unbekannt — daß es sich aber so verhält, wie ich es sage, ist mir gewiß. Und wie soll ich nun dies Verbrechen enthüllen? Wird nicht die Rache, die man zu dessen Sturze aufruft, mit verderben den schuldlosen Verräther? So stehe ich nun schon seit vielen Nächten an dem schwarzen Gemäuer, das mit seinen erleuchteten Fenstern wie ein Drache mit

Flammenaugen in den Strom sieht, und wage es nicht, Einlaß zu begehren, denn die Thür würde sich nicht wieder öffnen, mir die Rückkehr zu gestatten" —

„Ich habe Euch nicht unterbrechen mögen," nahm nun Meister Jourdan kalt das Wort, „ich wollte Eure wahnwitzige Anklage ganz anhören, um zu sehen, wie sehr sich der finsterste Irrthum über ein Gemüth voller Zweifel verbreiten kann. Margaretha — ein Teufel! — Wie konnte ein Mensch, der sie je sah, diesen Gedanken fassen? — Und sollt' ich's nicht sein, der seine Hände mit Mord befleckt und die Königin von ihren überdrüßigen Liebhabern befreit? O über Eure Weisheit, Enguerrand! Ihr bedürft wahrlich meines Beistandes, denn sonst wäret Ihr längst verloren. Nun so hört — wie ich Euch jetzt helfen will. — Der Sire Renaud d'Annebaut verlor unlängst seinen Bruder auf jene räthselhafte Weise, als er kaum angekommen war, und Euch wurde mit Strenge befohlen, den Thäter zu entdecken — ist's nicht so?" —

„Wie zum Hohne sagte mir's die Königin," versetzte Enguerrand.

„Schweigt, oder Ihr reizt meinen Zorn," rief mit Erbitterung der Meister, „Euch von dieser Verantwortlichkeit zu befreien, unternahm ich ernste Nachforschungen mit allen Mitteln, die mir zu Ge-

bote stehen. Auch mir ward es klar, daß die Opfer aus dem Nesle-Thurm in den Fluß gestürzt wurden, auch mir fielen die zur Nachtzeit erleuchteten Fenster auf. Ich sah wie Ihr die verdeckte Gondel von einem alten Manne hinüberführen, ich erblickte wie Ihr ein Weib darin, das der Königin ähnlich sah. Aber ich sah zugleich mit Hilfe meiner geheimnißvollen Spiegel die Königin von Frankreich ruhig schlummernd in ihrem Gemache im Louvre, nichts ahnend von dem nächtlichen Werke, das die Bosheit unter ihrem Engelsbilde verübte. Ich erkannte in dem alten Führer einen Juden — einer von denen, die des Königs Gnade wieder in dies Land gezogen — der sich mit Zauberei und geheimen Wissenschaften abgibt und den ich beim großen Sabbath sah, der im Thermenpallaste gefeiert wird. Er bedarf des Menschenblutes, um seine Teufel zu bannen, und deshalb mordet er die jungen Leute, die er mit dem Süßesten — was sie kirren kann — der Verheißung der glühenden Umarmung eines schönen Weibes an sich lockt. Das Weib aber, daß er hinüberführt, ist ein Wesen, das er selbst geschaffen aus Thon, und dem ein Zauberwort, an seine Stirne geschrieben, Leben verleiht. Diesem Wesen gab er die Gestalt und das Antlitz der Königin, und so brütet das ungeheuere Verbrechen in ihrer Nähe selbst, ohne daß sie es

weiß. Aber Euch ist es jetzt enthüllt. Lasset den alten Juden Manassès von Vierzon, dessen Haus in der Vallée-de-Misère befindlich, alsbald einziehen und das Herenbild vom Frauenzimmer zugleich. Dann erscheint mit sicherer Miene bei Hofe und sprecht zum Sire d'Annebaut, daß es Euch gelungen ist, den Mörder seines Brudes zu entdecken, der so lange schon die Einwohner von Paris in Angst und Schrecken setzt. Auf! Enguerrand-de-Marigny, nehmt Eure ruhige Miene an, die Euch den Namen eines Weisen verschafft hat, erhebet Euern Kopf und wandelt fort auf Euerer Bahn unter meinem Schutze. Mir gebt indeß den Verhaftsbefehl für den Juden —"

Enguerrand's Blick belebte sich, sein Nacken hob sich stolz, aus finsterer Nacht sah er sich durch des Meisters Wissenschaft zum glänzendsten Sonnenlichte emporgetragen — er sah seinen Triumph über seine Neider — und hoffte bald wieder ein Bluturtheil vollziehen zu lassen.

VII.

Im Hause des Juden.

„Jonathas — Jonathas von St. Marence — sagt Ihr? Unerhört!" schrie der alte Jude Manassès von Vierzon. „Er, der Rechtlichste unter uns! Wie würde der eine ungerechte Handlung begehen? Er, der Frömmste unter uns, wie sollte der sich den bösen Geistern zum Spielwerk leihen? Und was hätte er denn davon, ein Stückchen Teig, aus Wasser und Mehl geknetet, worin die Nazarener ihren Gott verehren, auf seinem Heerd zu kochen? Es ist ein Mährchen — es kann nicht sein!" —

„Und doch ist's so, Rabi Manassès, wie ich's Euch sagte," — sprach ein anderer Jude, Elie von Metz — „so eben wurde er von den Schergen, Ribauds genannt, fortgeführt; sein Haus soll niedergerissen werden, und auf dessen Stelle ein

Bethaus gebaut, mit der Inschrift für ewige Zeiten: „Hier war es, wo der Jude Gott gekocht hat.“ So hörte ich von den Umstehenden. Ich war gekleidet wie Einer der Nazarener, und so kam ich durchs Gedränge, obgleich ich mein Leben wagte, denn sie hätten mich erschlagen, wenn ich erkannt worden wäre. Kein Jude war weit und breit zu sehen. Mit pochenden Herzen hielten sie sich alle in ihren Häusern bei wohlverschlossenen Läden und Thüren und beteten zu dem Gotte Abrahams.“

„Der Gott Abrahams ist groß!“ rief Manassès, „ich bet' ihn an im Staube. Schwer ist seine Hand, aber ewig sind die Freuden! Was wollen die Gojim von uns haben Anderes, als unser Geld? unser rechtlich erworbenes, mit vieler Müh' und Noth zusammengespartes, an unserm Mund abgebrochenes Geld! Haben Sie uns nicht gezwickt und gezwackt, Alles um des leidigen Geldes willen? Sie beschuldigen uns — und sind sie nicht geldgieriger, denn wir? — Haben wir nicht dem König Ludwig, der jetzt auf dem Thron sitzt und über Frankreich regiert, baare 12,500 Livres für die Erlaubniß gezahlt, nach diesem Lande wieder kommen zu dürfen? — O, wir Thoren, daß wir es thaten! — Ließen wir nicht zwei Drittel an unsern Schuldforderungen nach, die wir bei unserer Vertreibung, unter Ludwigs Vater, im Lande

ausstehen hatten? Sie nannten ihn Philipp den Schönen, weiß es Gott! an uns hat er nicht schön gehandelt! Und sollten wir nicht zwölf Deniers vom Livre wöchentlich Interessen erhalten? Gute Interessen, wenn sie bezahlt würden — aber man kerkert die Gläubiger ein, die das Meiste zu fordern haben, man verbrennt sie! Da ist denn das Capital mit den Zinsen gleich bezahlt. O daß ich zurückkam! Ich saß in Flandern warm und gut und nährte mich redlich! O daß ich nicht daran dachte, wie ein Enguerrand de Marigny nie Wort halten könne — daß eher Katz und Hund Freundschaft halten mögen, wie Enguerrand und ein Hebräer. Hat er uns doch nicht einmal den Talmud zurückgegeben und benutzt ihn nach seiner Weise zu verworfenen Werken der Finsterniß. O daß ich zurückkehren mußte! Armer, armer Jonathas! daß ich dich überredete, mit mir zu ziehen! Wehe mir!"

So jammerte der Alte in Einem fort.

„Ein Christenmädchen habe er sich angeeignet," berichtete Elie weiter, „und habe sie durch große Versprechungen an Geld und Befriedigung aller ihrer Wünsche dahin vermocht, daß sie die geweihte Hostie, wie sie es nennen, vom Altare entwendet und zu ihm hingebracht."

„Ein Thor war er nie, mein guter Freund Jonathas" — schrie Manassès — „daß er ein

Stückchen ungesäuerten Teiges so theurer bezahlen sollte!"

„Nun soll er mit einem Messer darnach gestoßen haben," fuhr Elie fort, „daß helles, klares Blut daraus floß, dann habe er es in einen Kessel siedenden Wassers geworfen, aber es fing an auf und abzuspringen und zu laufen im ganzen Hause herum, und den Lärm hörten die Nachbarn und kamen hinzu — und da hat das Christenmädchen todtenbleich und zitternd Alles gestanden."

„Das Christenmädchen?" schrie Manassès voll Entsetzen — „doch erzählt nur weiter — zu Ende!" —

„Es sei schon ein schweres Verbrechen," sprach Elie, „wenn Einer von den Unsern ein Christenmädchen bei sich hält, so sagten Alle. Man wollte bei allen unsern Leuten strenge Haussuchung halten" —

„Haussuchung halten? Wehe mir!" unterbrach ihn Manassès — „so werde ich mit meinen weißen Haaren auch geschleppt werden zum Scheiterhaufen, oder werde hängen, nackt, vor den Augen aller Welt, zu Spott und Hohn, an dem Galgen von Montfaucon, den unser Feind Enguerrand hat erbauen lassen!"

„Was jammert Ihr so?“ fragte Elie bestürzt, der erst seit einigen Tagen von Metz nach Paris gekommen war.

„Ich hab' eine Christin bei mir im Hause — ein liebes, gutes Kind, das ich gefunden habe, ausgesetzt im Vorhofe ihres Tempels,“ sprach in Hast Manassès, „schreiend und weinend lag es da, gehüllt in schlechte Lumpen. Es war am frühen Morgen, mein Geschäft rief mich in jene Gegend, ein alter Bauer ging auch vorüber und wollt' es nehmen. Ich gab ihm zwei Goldstücke, daß er es mir ließe. Des Kindes Aermchen blutete, ich wusch ihm das Blut ab und sah drei Kreutze mit einem scharfen Instrumente hineingeritzt, daraus nahm ich ab, daß es von dem Stamme der Nazarener war und dennoch hob ich es auf und trug's in mein Haus und ließ ihm seinen Glauben und hatte es lieb wie mein eigen Kind. O Fluch über mein Mitleid! Fluch über meine Thorheit!“ —

„Ihr thatet nicht Recht daran, Rabi,“ sprach Elie mit leisem Vorwurf.

„Sind wir in jedem Augenblicke des Lebens Herrn unsers Willens?“ sprach Manassès. „Ich wagte damals nichts, denn es waren andere Zeiten. Konnt' ich denken, daß es jemals wieder so werden würde? Peronne ist eine gute Tochter mir gewesen

— über den Glauben haben wir nie mit einander gesprochen — ich durfte sie nicht zu dem Unsern bekehren — und sie hat es nie versucht, aus mir einen Christen zu machen. — Bald bemerkte ich, daß sie eine Neigung im Herzen berge zu einem schönen Christenjüngling, der ihr manchmal begegnet war. Sie gestand mir's und ich forschte nach und wußte bald, daß er der Schüler meines ärgsten Feindes war, des bösen Meisters Jourdan Ferron. — Das war eine schlimme Sache! arme Peronne, dacht' ich bei mir, deine Wünsche werden nie in Erfüllung gehen. Der Wunsch jedoch, mich Ihrer zu entledigen, sie loszuwerden — von der mir großes Unglück drohte — ließ mich einen Versuch wagen. Ich schlich dem Jüngling nach, ich bemerkte, daß auch er Peronne mit Wohlgefallen anblickte, und einmal gelang es meiner unschuldigen List, ihn unter dies Dach zu führen. Aber Peronne, das unschuldige Kind in seiner spröden Einfalt, war nicht im Stande, die Sinne des feurigen Jünglings mit dem Wahnsinn der Liebe zu umstricken. Diese Zusammenkunft hatte keinen günstigen Ausgang. Ich hoffte damals, daß der Jüngling Alles thun würde, seine Geliebte aus dem Judenhause zu befreien, ich ließ ihm meine Vermuthung über Peronne's Herkunft —“

„Ueber ihre Herkunft?“ fiel ihm Elie überrascht ins Wort — „und sagtet Ihr nicht so eben, Ihr habet das Kind ausgesetzt gefunden.“

„Eine kleine goldene Kapsel lag wohlversteckt in seinen Lumpen,“ fuhr Manassès fort, „worauf ein fürstliches Wappen eingegraben ist. Dies überzeugt mich, daß Peronne's Eltern von fürstlichem Stamme sind. Auf Alles dies rechnete ich, da ich den Jüngling in mein Haus führte. Aber die List seines Meisters hat nunmehr Alles vereitelt. Er hat ihm eine andere Schöne gefreit — eine Schöne! o Elie! es bringt Verderben, sie zu nennen —“

„Was meint Ihr?“ fragte Elie erstaunt.

„Ihr seid noch zu kurze Zeit hier,“ sagte Manassès mit trüber Miene, „und an Euch, einen armen Juden, mit zottigem Barte und schmutzigem Kaftan kommt nicht die Reihe, aber wenn Ihr wäret wie die geschmückten und blanken Nazarener, wenn Euer Gliederbau Kraft verriethe — Euer Haar in großen, schönen Locken rollte — Eure Nase nicht sich bis zum Kinne senkte und im ungeheuerlichen Bogen zwischen Euern Augen hervorspränge, sondern von der Stirne sich gerade und zierlich emporhöbe — dann könntet Ihr's erfahren an Euerm Leibe, und dem Drachen im Nesle-Thurme ein Opfer werden.“

„Ihr werdet immer räthselhafter," sprach Elie. „Sagt mir Alles, damit ich mich wahren kann —"

„Euch bringt's keine Gefahr," sprach Manassès weiter. „Darum erlaubt mir, daß ich Euch das Schreckliche, was ich weiß, nicht ganz enthülle. Bleibt nur noch einige Tage hier und Ihr werdet's schon ohne mich erfahren. Meine Verzweigungen in Paris reichen weit. Ich verkehre mit vielen Herren vom Hofe und komme auch oft zu den reichen Lombarden — da erfährt man denn so Manches. Und da hört' ich auch von einem jungen Cavalier aus Genua, Luigi Versoris mit Namen, der hoch in der Gunst der Königin steht, obgleich er erst seit einigen Tagen bei Hofe erschienen ist. Und dieser junge Genueser ist Niemand Anders, als der Schüler Jourdan Ferron's, den ich hier bei mir im Hause sah, wie ich Euch hier vor mir sehe."

„Unbegreiflich!" rief Elie aus.

„Ich weiß doch noch unbegreiflichere Dinge," sprach Jener, „aber mein Herz ist zu schwer, als daß ich Euch jetzt Alles sollte sagen können. Wie ich heute durch die Straße des écrivains eines Geschäfts wegen ging, — dort wohnt Jourdan Ferron — da sah ich ihn vor seiner Thür und er lachte mich boshaft an — und nun erfahre ich das Unglück von Jonathas — dem edeln Jonathas!

Es ist gewiß, daß auch mir ein großes Unglück bevorsteht, das bald in Erfüllung gehen wird. Und Peronne, das gute Kind, ist's, das mich ins Verderben bringt, ich weiß es — aber verstoßen kann ich's ja doch nicht?“.....

Elie blieb noch eine Stunde bei seinem Freunde und suchte ihn über diese Besorgnisse zu trösten. Jedoch vergebens. Das Gewitter, welches am Himmel drohte, schien selbst zur Flucht keine Zeit mehr zu geben. Es war eine Welt der Finsterniß und Qual. Die Umstände, die den armen Juden in diese große Aengstlichkeit versetzten, waren eben so bedrängend für die Christen da. Niemand war sicher, einer unsichtbaren Macht zum Opfer zu fallen, die Alles mit wirren Fäden umgab, die immer enger sich verstrickten und aus denen keine Rettung möglich war. Ein finsterer Zeitgeist beförderte, trug und erhob den Glauben daran.

Die Zeit war indeß gekommen, die zum Gebete rief. Die beiden Juden gingen in die Synagoge, um ihr Herz vor ihrem Gotte zu erleichtern.

Kaum waren sie fort, da betrat wie ein Engel des Lichts die liebliche Peronne den Schauplatz, welchen die Juden so eben verlassen hatten. Sie hatte gelauscht und mit Schrecken vernommen, was von ihrem Pflegevater seinem Freunde mitgetheilt

worden war. Mehr als Alles war es aber ihres Roberts Schicksal, das sie mit Angst erfüllte.

„Er hat ein Liebchen" — dies wiederholte sie sich immerfort — „ein Liebchen, das ihm Gefahr bringt. Er wird getäuscht — von seinem boshaften, listigen Meister — er ist verloren, wenn ich ihn nicht rette!"

Dies stand fest bei ihr. An das Wie hatte sie noch nicht gedacht. Im Nesle-Thurme drohte ihm Gefahr, auch das nahm sie als bestimmt an. Dorthin wollte sie. Wie aber dahin gelangen? Als Weib wäre ihr Beginnen thöricht gewesen, also vor allen Dingen mußte sie ihr Geschlecht verläugnen. Sie trat in die Kammer, wo ihr Pflegevater einen zahlreichen Kleidervorrath anhäufte, den er durch Kauf oder auf andere Weise an sich gebracht hatte. Sie wählte den Anzug eines jungen Pagen, der als Pfand hier lag, worauf Manassès einmal Geld geliehen. Bald war sie umgewandelt, ihre langen Haare schlug sie in ein seidenes Netz, wie es bei den Spaniern üblich war, ihre Augenbraunen schwärzte sie, und nachdem sie noch ein Barett mit schwanken Federn aufgesetzt und einen weiten Mantel, um sich ganz zu verhüllen, genommen hatte, betete sie im Herzen einen frommen Stoßseufzer, verließ das Haus des Juden, verschloß

es sorgfältig, wohl wissend, daß Manassès seinen Schlüssel bei sich trage, und schritt mit hochklopfendem Herzen durch das schmutzige Val-de-misère, worin das Haus gelegen war.

„Du wirst es mir verzeihen, guter, alter Mann,“ sprach sie bei sich, ihres Pflegevaters gedenkend, „ich konnte aber nicht anders. Der Himmel wird mich schützen und Dich nicht verzweifeln lassen.“

So lenkte sie ihre Schritte, anfänglich zagend, doch dann immer herzhafter, nach der Seine, wo die Brücke sie zum jenseitigen Ufer brachte. Hier lag das furchtbare Gemäuer des Nesle-Thurms, das ihre Phantasie von Schrecknissen aller Art bewohnen ließ, dessenungeachtet war sie festen Sinnes, zu versuchen, ob seine Pforte sich ihr öffnen würde, um den daraus zu befreien, den sie liebte, wenn er sie gleich verachtet hatte.......

Lange hatte sie bereits das Haus verlassen, als Manassès die Thür öffnete und es leer fand. Er suchte sie überall, dann eilte er, von innerer Angst getrieben, die er sich selbst nicht zu erklären wußte, dem Nesle-Thurme zu. Aber auch hier war keine Spur mehr zu treffen.

Als er in später Nacht nach Hause gekehrt, ihrer Rückkehr wartend, trauernd bei der Lampe dasaß, da klopfte es an sein Fenster, und es schien

ihm, als vernähm' er die höhnende Stimme seines Feindes:

„Hüte Dich wohl, Jude, auf nasse und blutige Pfänder zu leihen. Es steht der Kopf darauf. Diese Nacht könnten Dir solche gebracht werden!“ —

VIII.

Im Thurm.

Peronne, in der Gestalt eines jungen Pagen, war bereits mehrmals das Ufer der Seine auf- und abgewandelt und hatte Blicke voll seltsamen Verlangens bald aus der Ferne, bald aus der Nähe auf den Nesle-Thurm geworfen, ermessend die wohl verschlossene Pforte, die Wache davor und die Unmöglichkeit, in dies furchtbare Geheimniß zu dringen. In ihrer jugendlich erhitzten Phantasie hatte sich das barockeste Bild davon gestaltet, dessen Farben sie aus allen darüber gehörten Gräueln zusammengetragen und das sie mit einer eignen Schöpferkraft auszustatten sich gefiel.

„Hier schmachtet Er, den ich sah und dessen Anblick mich so entzückte, daß ich ihn nur denken

kann — den ein böser Zauber von mir entfernte," dachte sie. „Er schmachtet in diesem Thurme und sehnt sich nun wohl das Herz wund nach dem Mädchen bei dem alten Juden, die nichts weiß von eigenem Zauber, sondern die selbst ganz verzaubert ist durch seinen Anblick. O! wie wird er sich freuen, mich wieder zu sehen!"....

Dann aber plötzlich schwanden diese Gedanken wieder und sie erinnerte sich der Worte Manassès, die sie deutlich erhorcht hatte.

„Ich Thörin!" sprach sie dann zu sich selbst. „Warum bang' ich um ihn? Denkt er doch meiner nicht mehr! Er steht in hoher Gunst bei der Königin, die sehr schön sein soll — und prangt am Hofe mit einem erborgten Namen. Ach! ihm war nichts gut genug, was er von dem gütigen Himmel so leicht erhielt. Er verschmähte seinen Namen und Stand — seinen ihm angewiesenen Wohnort — und — mich! Mich hörte er nicht an — er verspottete mich — er nannte mich die Dirne des Juden — ja freilich nun liebt er eine Königin!" —

So durchkreuzte sich's in ihrem schönen Köpfchen, das ihr sehr wehe that; sie wußte nicht, ob von diesen Gedanken, oder von dem ungewohnten Schmucke, dem Federbarett, das auf ihren üppig vollen Locken freilich ein Wenig drückte. Sie war wieder hinaufgegangen, dem Laufe des Flusses ent-

gegen, und so in die Wellen schauend, nahmen ihre Gedanken dieselbe Richtung:

„Und was will ich nun hier?" dachte sie. „Beneide ich denn sein Glück? Pfui! — und wär's der Fall — was nützte es mir, ihn darin schwelgen zu sehen? Aber — es wird mir schwer, es mir selbst zu gestehen — Sie will ich sehen, die Königin — Ihr will ich gegenüberstehen — Ihre Reize bewundern, die ihn so blendeten, so entzündeten, so beglückten. Ach! und die Leute sagen, die Juden nämlich, die manchmal in unser Haus kommen, daß ich ihr ähnlich sehen soll." —

Es war bereits dunkel geworden in dem zwingerähnlichen Bezirke, den die äußere Mauer des alten Gebäudes mit dem Eckthurme, von dem Volke: „la tour qui fait le coin" genannt, bildete. Hier stand nun Peronne an die Wand gelehnt und starrte nach dem jenseits der Mauer gelegenen eigentlichen Nesle-Thurme, oder „la tournelle de Philippe Hamelin" hinüber, dessen Zinnen noch einen Streif Sonnengoldes verriethen. Dieser gelbröthliche Schein blitzte wieder in Peronne's emporgeworfenem Auge und hob den glänzenden, bläulich weißen Email desselben. — Leise hatte sich ihr eine tief verschleierte Frauengestalt von sonderbarem Aussehen genaht, die unter Verbeugungen die Worte hören ließ:

„Schöner Page, die Farben, die Ihr tragt, das Netz, das Eure Haare birgt, und der fremde Schnitt Eurer Kleidung, lassen mich nicht zweifeln, daß Ihr einem Hause dienstbar sein möget, dessen Stamm nicht in französischem Boden wurzelt. Euer Verweilen an diesem Orte, Euer Auf- und Abgehen am Ufer der Seine und Eure Monologe, die ich zum Theil belauschte, zeigen indeß zu deutlich, daß Ihr Pariser Schönen zu kennen wünschen werdet und ein Abenteuer, das sich Euch darbietet, nicht von der Hand zu weisen gesonnen seid."

Peronne hüllte sich ängstlich in ihren Mantel und war nicht im Stande, ein Wort vorzubringen. Die Verschleierte wartete auch nicht darauf, sondern fuhr sogleich wieder fort:

„Seid Ihr eben so galant und verschwiegen, als Ihr wohlgebildet seid, schöner Page! so wollet Euch meiner Leitung anvertrauen. Ich bringe Euch auf einen anmuthigen Kampfplatz, wo zu Ehren der Schönheit schon manche kurze Lanze im Minnespiel gebrochen wurde, und wo selbst der Ueberwundene seinem Ueberwinder mit Wonnegefühl die Hand küßt."

Peronne war noch immer keines Wortes mächtig. Sie wußte nicht, was die unheimliche Gestalt, die sich im beginnenden Dunkel und in ihren Schleiern wie ein verlockendes Gespenst ausnahm,

mit Ihrer Einladung sagen wollte und fürchtete sich um Erklärung zu bitten.

„Ich nehme Euer Verstummen für jugendliche Schüchternheit — denn Ihr werdet wohl nicht Euch Unserer lieben Frau de l'Esgrignolles verlobt haben," so fuhr schnell die fremde Frau fort. „Also harret noch ein Wenig hier, ich hole Euch um die Stunde des „Feuerlöschens," die nicht mehr fern ist, dann laßt Ihr Euch die Augen verbinden und wenn Ihr sie öffnet, seid Ihr im Paradiese."

Sie klopfte dem vermeintlichen Pagen freundlich grinzend auf die Schulter und wollte sich entfernen. Aber Peronne, in der Angst ihres Herzens, fühlte, daß dies ein entscheidender Moment sei, den sie nicht entschlüpfen lassen durfte, und so fremd ihr die Einladung erschien, so unheimlich ihr die Erscheinung auch war, sie durfte ihr nicht entschwinden, ohne daß sie einen Versuch machte, der ihre Sehnsucht befriedigen konnte.

„Madame!" sagte sie mit aller Herzhaftigkeit, deren sie habhaft werden konnte, und indem sie den natürlichen Ton ihrer Rede um etwas herabstimmte. „Ich trage nicht Gelüsten nach Abenteuern, die sich mir auf so räthselhafte Weise aufdrängen. Meine Gedanken sind auf ein einziges Ziel gerichtet, nach dessen Erreichung ich willig mein junges Leben dem finstern Tode opfern wollte. Fände sich Jemand,

mich an jenes Ziel zu bringen, so wollt' ich ihm freudig die Leitung dahin überlassen. Jedoch mit verbundenen Augen mich hinreißen lassen, wohin Ihr wollt, daß ich gehe, das ist eine Gunst, für die ich Euch im voraus danken muß."

„So?" that die Andere ganz verwundert. „Also Ihr seid schon verliebt, junger Herr?"

Ein tiefer Seufzer statt der Antwort hob sich aus Peronne's Brust.

„Nun wohlan, so nennt mir denn den Gegenstand Euerer heißen Triebe. Mir könnt Ihr sicher trauen," sprach das Weib.

„Es ist" — entgegnete unser Page scheu, zagend, stotternd, kurz sich verrathend, wenn die Verschleierte nicht Alles auf seine Liebe und seine jugendliche Schüchternheit geschoben hätte — „es ist das schöne Frauenbild, das der Nesle-Thurm verschließt — es ist — die Königin — meines Herzens" — setzte Peronne schneller und ängstlicher hinzu.

Das Weib schlug den Schleier zurück, und sie konnte es getrost, da sie Peronne ein ganz fremdes Gesicht zeigte, und blinzte scharf nach ihr hin.

„Das Frauenbild im Nesle-Thurme? Die Königin Eueres Herzens?" wiederholte sie bedächtig. „Und wer sagte Euch davon — wer verrieth Euch —"

„Ich habe sie gesehen," fiel ihr Peronne schnell ein und im Fluge eine Lüge ersinnend, oder vielmehr ihren Phantasien Worte gebend, fügte sie hinzu: „Am Söller droben, der auf die Seine blickt — dort — an der Seite eines schönen Jünglings — Arm in Arm — im Mondenschein. O! wie beneidete ich ihm sein Glück!" —

Das Weib bedachte sich eine Weile.

„Du sollst sie sehen!" sprach sie dann, einen kleinen Schlüssel hervorziehend und sich sorglich umschauend, fuhr sie fort. „Weit und breit sieht uns Niemand — es dunkelt tief — folge mir." Sie ergriff Peronne's Hand.

„Du zitterst?" fragte sie zurück, indem sie an der Mauer forttrabte.

„Vor unbegrenzter" — stammelte der an allen Sinnen verwirrte Page und ließ sich durch eine kleine Pforte zu einer Steintreppe geleiten, die sich im engen Kreise um sich selbst drehte, eine schwindelnde Treppe hinan. Die Brust war Peronne zugeschnürt und das Wort „Sehnsucht" erstickte auf ihren Lippen.

Auf der Hälfte der Treppe seitwärts einbiegend, traten Beide in ein hohes Gemach.

„Erwarte ruhig meine Rückkunft," sagte die Führerin und verschwand.

Peronne zitterte heftig. Dem Eingange gegenüber war ein großes Fenster. Sie trat hinzu. Es war der Söller, von dem sie gesprochen hatte — unten die Seine mit zwei Gondeln — drüben der finstere Louvre mit seinen sechzehn Thürmen — und — es war kein Zweifel — der Ort, wo sie stand, war der gefürchtete Thurm von Philipp Hamelin, zwischen dem Nesle-Thore und dem Hotel de Nesle gelegen. Sie stand am Ziele ihrer Wünsche, wie ihrer Besorgnisse, von Erwartung und Furcht gleich ergriffen, von Freude und Angst gleich gehoben. Sie würde Sie sehen, die er liebte, dessen war sie gewiß — alles Andere, was sie erwarten konnte, verschwand vor diesem Einen. —

Von unsichtbarer Hand ward eine Thür geöffnet, schmal und nicht hoch, wie das in diesen alten, gothischen Gebäuden gewöhnlich war, aber ein Lichtstrahl drang hindurch in das Gemach, wo sich Peronne befand, und Indiens Wohlgerüche strömten dem Lichtstrahle nach, neugierig den zaghaften Fremdling bewillkommend, der mit langsamen Schritten die Einladung benützte und durch die Oeffnung eintrat.

Ein Meer wollüstigen Glanzes umwogte ihn, und es bedurfte nicht Peronne's Stimmung, um das Blut heftiger durchs Herz strömen zu fühlen und sein Brausen in den Ohren zu vernehmen.

Wie warm und duftend war es hier im alten Thurme, wie glänzend war die Beleuchtung und wie strahlten die reichen Gegenstände ringsumher darin! Der Schritt auf dem Boden wurde nicht gehört und der weiche, nachgebende Teppich schwoll empor noch unter dem leisen Drucke, den der Fuß darauf wagte. Persien selbst hatte ihn gespendet und diese, zur damaligen Zeit so seltene Ueppigkeit prangte hier im innersten Weiheorte verfeinerter Sinnlichkeit. Waren es die Dämpfe, aus goldener Schale aufsteigend, welche jene weiße glänzende Göttergestalt emporhielt, die so berauschend wirkten — oder war es jenes Becken, worin Aloe- und Sandelholz in dunkelrother Gluth langsam verglimmte und einen fast tödtlichen Wohlgeruch verbreitete?

Nach den ersten Schritten, die Peronne in diesem Raume gethan, blieb sie vernichtet stehen, nur einen Gedanken hatte sie: „Sie zu sehen!" wenn auch kein Entrinnen mehr von hier wäre. Endlich ward sie von einem leisen Geräusche aus ihren Träumereien erschreckt. Sie sah dorthin, von wo es zu kommen schien.

Schwere seidene Vorhänge von blutrother Farbe gingen langsam auseinander und eine Frauengestalt, halb entkleidet, lag auf einem Ruhebette da.

Schnell eilte Peronne hinzu: „Sie sehen und dann sterben!" dachte sie. Aber wie vom Strahle des Himmels berührt, stürzte sie zurück: — „O Gott! eine Schlange!" schrie sie, sich die Hände vor das Gesicht schlagend. Denn das schöne Weib, geschmückt mit Allem, was nach unsern Begriffen von vollkommener Schönheit gefordert wird, lag in üppiger Windung da, wie eine Schlange auf Blumen, im wohlthätigen Mittagstrahle — aber wie auch dort der Kopf mit den starren, kalten, hervorstrebenden Augen, dem weiten, zähnegewaffneten Rachen, worin die Doppelpfeile der Zunge spielen, den schönen Körper verunstalten — so war es auch hier der Fall: denn auf dem zierlichen Halse, erhob sich eine scheußliche, schwarze Larve, aus deren tiefen Augenhöhlen, ein gespenstisches Feuer flammte.

„Nicht so ängstlich, mein schöner Page!" tönte es dumpf aus der Maske hervor. „Was Du siehst, ist Sammt, von kunstgeübter Hand in Genua verfertigt, Du wirst dergleichen wohl an andern Damen schon gesehen haben."

Das Wort „Genua" elektrisirte Peronne wieder, sie dachte seiner, der unter dem Namen eines jungen, edeln Genuesers, nun am Hofe der Königin lebte, und sie fühlte Kraft und Leben wieder rückkehren, um das Ende des Abenteuers zu bestehen.

Sie näherte sich dem Ruhebette, die maskirte Dame zog sie zu sich nieder, und betrachtete sie aufmerksam.

„Wie jung," sagte sie, „und sonderbar in der That — eine auffallende Aehnlichkeit! — Wie heißest Du, schöner Page?"

„Robert" — sagte Peronne seufzend. Der Name war ihr unwillkürlich entschlüpft — nicht als Antwort auf jene Frage.

„Robert?" wiederholte die Dame gleichgültig — „meine Dienerin sagte mir, Du dienest einem spanischen Hause — wie ist der Name dieses Hauses?" — Peronne mußte einen Augenblick nachdenken; ihr fiel kein anderer Name, als der eines alten spanischen Juden ein, den sie im Hause ihres Pflegevaters hatte nennen hören.

„Jacob Perez von Abensur," sprach sie leise.

Die Dame nahm den ihr gänzlich unbekannten Namen eben so gleichgültig hin. „Ein Kind!" sprach sie gleichsam mitleidig. „Wen brachte man mir heute?" — dann nach einer Pause: „Bist Du ein Spanier?" —

„Aus diesem Lande" — entgegnete Peronne rasch, da sie nicht spanisch verstand, und sich dadurch verrathen zu können fürchtete.

„Und stundenlang standst Du da, und blicktest zu diesem Thurme hinan," fuhr die Dame fort,

„und die Herrin dieses Thurmes, sei die Gebieterin Deines Herzens, sagtest Du zu meiner Dienerin, und Du habest sie gesehen an der Seite eines schönen Jünglings? Widerrufe dies — mein schöner Page — Du hast sie nie gesehen — und wenn Du sie sahest, so war der Eindruck so flüchtig — Du kannst Dir kein Bild mehr davon entwerfen, Du würdest sie nicht wieder erkennen, wenn sie Dir begegnete."

„Ich habe — von ihrer Schönheit geblendet — — verwirrt —" stotterte Peronne.

„Mein kleiner, verliebter Schalk," sprach die Dame, „Du hast gelogen, um Dir die Bahn zu einem verliebten Abenteuer zu bereiten." Sie erhob sich, legte ihren weißen Arm, um den weißern Nacken des Pagen, dessen seltene Schönheit ihr Blut zu entflammen begann, und zog ihn an sich.

Doch plötzlich wandte sie sich ab von ihm und rief mit einem Ausdrucke, gemischt aus Schrecken und Lust: „diese Aehnlichkeit, rettet ihm das Leben! Kein Kuß von meinen Lippen darf diesen hier dem sichern Tode weihen!"

„Und tödtet ein Kuß Deiner Lippen?" sprach, sich ermuthigend, Peronne.

„Man sieht die Dame des Neslethurms nur, wenn man von diesem Leben Abschied nimmt," sprach die Maske.

„Und lebt nicht Er," sagte Peronne, „den Du liebtest — küßtest —"

„Wer sandte Dich?" schrie auffahrend die Maske.

„Achtet Liebe zu einem Weibe wie Du — Gefahr — Qualen — Tod! Achtete ich meines Vaters" — sprach ganz unbefangen Peronne.

Aber mit grellem Schrei: „Ha! mein Vater! Lyonnet! Du — sein Kind?" sprang die Dame auf und stürzte zum Zimmer hinaus, durch jene Thür, die sich Peronne's Eintritt geöffnet hatte.

Allein blieb diese. Alles war ruhig. Der Duft in dem Gemache, zum Theil auch Besorgnisse, die sie hatte, trieben sie endlich an, der Dame zu folgen. Sie sehen mußte sie, denn sonst war ihr Leben, so schien es ihr, vergebens zum Opfer gebracht.

Sie trat in das Gemach, das sie bei ihrer Ankunft betreten hatte, es war nun durch eine Fackel erleuchtet, die in einem Mauerringe steckte. Die Maske stand in der Mitte des Raumes, das Weib, das sie hergeführt, dessen Schleier über den Kopf gezogen war, verschwand durch eine geheime Thür, bei ihrem Erscheinen.

„Du hast mich im Zorne verlassen," sprach Peronne beherzt, „und doch weiß ich nicht, wodurch ich ihn mir erregte." —

„Nur Einer lebt, der mich ungestraft —“ rief die Dame des Thurms, „und dieser Eine, er sandte Dich — er lehrte Dich diese Worte — Er — Lyonnet!“

„Ich kenne nicht Lyonnet, schöne Dame,“ sprach Peronne, durch dieses Mißverständniß immer dreister gemacht. „Aber Luigi, kenn' ich, den schönen Genueser —“

„Ha! was ist das nun wieder!“ — fuhr die Dame des Thurms auf, denn Peronne, die bis jetzt das Herunterstimmen ihres Redetones wohl beobachtet hatte, waren jene Worte mit natürlicher Stimme entschlüpft.

„O zürnt mir nicht,“ rief nun eifriger Peronne, denn es war ihr, als habe sie nur noch einige Minuten zu leben, und in diesen wenigen Minuten lag der Werth ihres Daseins zusammengedrängt, jetzt galt es den Preis erringen, oder sie hatte umsonst gelebt. „Was Ihr Luigi, meinem Busenfreunde gewährtet, Ihr müßt es mir auch gestatten — Er sah Euch ohne diese neidische Larve, Er durfte Eure Lippen berühren —“

„Wie, Du weißt — wer ich bin?“ rief die Dame.

„Nicht weiß ich's — aber ich ahn' es!“ sprach Peronne.

„Wehe Dir!“ schrie Jene, doch schnell wieder gemäßigt, setzte sie hinzu: „Nein — Du kannst es auch nicht ahnen — Du weißt nicht, wem Du ähnlich siehst, so sieht in Gottes weiter Schöpfung nur das Kind der Mutter ähnlich — und um dieser Aehnlichkeit willen, sollst Du leben. Fort von hier!“ —

Sie wollte eine Klingelschnur ergreifen, aber Peronne vertrat ihr den Weg. „So will ich Dich denn sehen, meine Mutter! und wenn es mir das Leben kosten sollte!“

Die Dame war stehen geblieben, aber Peronne hatte wie ein Blitz eine lange Nadel aus dem Busen gezogen und schnell die Maske durchstoßend, daß die hellen warmen Tropfen über den weißen Hals herabrieselten, rief sie: „So erkenn’ ich Dich denn wieder, wo ich Dich Morgen erblicke, wenn ich Dich nun verlassen muß!“

Und somit wollte sie die Thür erreichen, die zur Treppe führte. Aber die Dame riß sie beim Arme zurück:

„Ein Weib also — ein eifersüchtig Weib!“ schrie sie — „die mir den Jüngling mißgönnt, den ich liebe, wie nie noch ich liebte! Nun so nimm dies noch mit ins finstre Jenseits — daß er mein ist — für ewig! daß ich ihn besitze und daß Du

sterben mußt. Die Aehnlichkeit, die Dich retten sollte, verdirbt Dich nun — sieh mich an — und bereite Dich zum Tode!"

Und schnell die Maske vom Gesichte reißend, starrte ein Medusenhaupt, überirdisch schön und vernichtend zugleich Peronne an. Es war ihr eigenes Gesicht, und war es doch wieder nicht.

Auch die Dame übermannte ein Schauder: „Ein Zauberbild bist Du — nicht das Kind, das ich einst unter diesem Herzen trug — laß sehen, ob Du sterben kannst!"

Mit diesen Worten war sie entschwunden, und hatte die Fackel mit sich genommen. Kein Zweifel blieb Peronne, daß sie gegangen war, ihren Mörder herbeizurufen. . . . .

Plötzlich hört sie Schritte im Dunkeln. „Wer geht hier?" schrie sie mit Entsetzen.

„Stille — ruhig!" sagte eine leise Stimme. „Es geht ans Leben. Ich bin hier, um Dich zu retten — der Himmel weiß, ob es mir gelingen wird."

„Bist Du ein Bewohner dieses Thurms?" fragte Peronne.

„Kein Bewohner dieses Thurms, durch ein Wunder bin ich hereingekommen. Aber jetzt ohne Zeitverlust — schreibe mir auf diesen Streifen Pergaments Folgendes: „die Königin hat mich im

Neslethurm ermordet — ich bin ihr Kind"" — und darunter setze Deinen Namen!" —

„Sprich — wie soll ich .....?" —

„Du hältst noch die Nadel, hier Dein Arm zeigt strotzende Adern, durchsteche eine und schreibe — der Mond leuchtet genug dazu." — Sie schrieb zitternd, fliegend, indem sie sich dem Fenster näherte. „Und stirbst Du gleich — so räch' ich Dich nun doch," sprach der Fremde, „und entkommst Du, so werden wir uns wieder finden — ich stehe Dir dafür! ich heiße — doch das thut Nichts zur Sache." Er verbarg das Pergament in sein Coller, da trat ein Bewaffneter, mit einer Fackel ein.

Der Fremde warf sich ihm entgegen.

„Zwei?" rief der Bewaffnete — „ich sollte ein Weib hier finden —"

„Und ermorden" — rief der Andre rasch —

„Aber was seh ich — Du, Chiquon? gedenkst Du jenes Morgens, da wir auszogen aus St. Julien-le-Pauvre? Du kennst mich! — Jetzt einen Dienst, den Du dem Freunde nicht versagen wirst. Beflecke Dich nicht mit dem Morde dieses Weibes — laß sie entfliehen —"

—„Und der alte Teufel, der mich sandte und in dessen Dienst ich bin" — „den betrügen wir, Chiquon! Entkleide Dich schnell," sprach er dann zu

Peronne gewandt, und obgleich er selbst Hand anlegen mußte, so gestattete doch dieser Augenblick nicht, die Reize zu bewundern, die sich vor seinen Blicken entfalteten.

Jetzt schnell einen Dolch ziehend und sich verwundend, färbte er ihre Kleider mit seinem Blute, und sprach zu seinem Freunde: „diese blutigen Kleider zeigst Du Deinem Herrn — den Leichnam hast Du in die Seine geworfen, verstehst Du?“ —

Chiquon bedachte sich noch, als eine Seitenthür aufgerissen ward und ein hoher Mann eintrat und rief: „Nun? warum säumst Du noch? Wir wollen fort — ich weiß jetzt, daß es die Königin ist.“ —

„Wer sagt das?“ schnaubte der Fremde, wie ein wilder Tiger, und warf sich mit seinem Dolche über ihn, daß Jener sogleich röchelnd zu Boden stürzte.

„Der Plumpe,“ sprach er dann ruhig weiter, „solch ein kostbares Geheimniß zu verrathen! Es ist der Sire d'Annebaud, der mich mitnahm, um den Mörder seines Bruders kennen zu lernen.“ — Und nun riß er das große Fenster auf, das zum Söller führte:

„Vorwärts, mein Töchterchen,“ rief er gedämpft Peronne zu, „ich bin ein Schwimmer, drum getrost! den stillen Bruder wirf mir nach, Chiquon, doch nicht auf den Kopf, das sag ich Dir!“ —

Und Perronne kräftig umfassend, sprang er mit ihr hinab in die Fluthen der Seine.

Chiquon schleppte den Sire Renaud d'Annebaud, einen der ersten Cavaliere am Hofe Ludwigs des Zehnten, der hier so ganz unverhofft seinen Tod gefunden hatte, mit vieler Mühe zum Fenster, denn der Sire war groß und schwer. — Da sah er wie die Beiden dem jenseitigen Ufer zuschwimmend, bereits die Mitte des Flußbettes erreicht hatten.

„Im Namen Beelzebuths!" rief Chiquon, hob hoch den Leichnam auf die Brüstung des Söllers, und ließ ihn, schwer plumpend, hinabfallen.

Da trat hinter ihm das verschleierte Weib ein, die Niemand anders als der weise Meister Jourdan Ferron selbst war und fragte ernst:

„Bist Du fertig?" —

„Er schwimmt bereits" — erwiederte bleich, doch grinzend der Bursche. —

„Er?" fragte der Zauberer.

„Oder sie — gleich viel" — sagte Jener wieder, Beide meinend.

„Hier sind die Kleider." —

Meister Jourdan hob sie auf und betrachtete sie noch, als die Dame des Thurms, bleich, Gram in allen Zügen, herein trat und im dumpfen Tone fragte:

„Wo ist meine Tochter, Schrecklicher!"

„Fort mit diesen Gedanken,“ sprach Jourdan, „ein Zauber war's — kein Leben war in dem Geschöpf — von dem Juden sinnverwirrend geschaffen — zerstört durch meine Macht!“ —

Die Dame starrte ihn an; „Meine Tochter!“ wimmerte sie wie im Wahnsinne.

„Kommt! die Sonne wird bald da sein — besteigt die Gondel!“

„Folge uns Chiquon! —“

So verließen alle Drei den Thurm und ihre Gondel durchschnitt dieselben Wogen, die früher den heldenmüthigen Schwimmer getragen hatten. Der Abgrund schlummerte darunter und das scheuslich-grausige Verbrechen schiffte gefahrlos darüber hinweg. Die blühenden Gesträuche im kleinen Garten des Louvre schauerten im Morgenwinde, der die Wolken zusammentrieb, und der Regen begann niederzuträufeln und von fern schallte der Ruf des Wächters von St. Paul.

„Es hat zwei Uhr geschlagen. Der Regen strömt nieder. — Alles ist ruhig in der Stadt. Ihr guten Pariser schlaft!“ —

IX.

Lendit.

Die schlafenden, guten Pariser erwachten zu einem frohen Morgen. Denn frohe Morgen hat es immer gegeben, auch in den finstersten Zeiten. Selbst als ein paar Jahre später der schwarze Tod verheerend durch Europa zog und die Luft mit Gifthauch geschwängert, Millionen Menschen hinraffte und aus blühenden Städten Einöden schuf, ging die Sonne auf, wie in guten Tagen, von ihren Rosenwölkchen verkündet, von Lerchen bewillkommt, und ihre goldenen Strahlen weit hin versendend. Dieselbe Luft, die den Keim des Todes in sich trug, war nicht in einen heulenden Orcan ausgeartet, oder gar in den Gluthhauch der afrikanischen Wüste, es war die Luft, wie wir sie athmen in gesunden Tagen, es war bald der wärmende

Süd, bald der kühlende West, es war endlich der ewige blaue Himmel, die herrliche blühende Natur darunter, nur der Tod war befremdlich schneller, unerwarteter, öfter zu dem Menschen getreten und rührte ihn an mit seinem eisigen Finger. Bald verlor dies auch das Schreckliche, der Mensch gewöhnte sich daran, und die trübe Gemeinschaft forderte ihn auf zu lustigen Gelagen, um dem furchtbaren Gast nicht Aengstlichkeit zu zeigen, und sich in den Besitz der Lebensfreuden zu wissen, ehe er ihren Gewinn, durch sein schnelles Dazwischentreten, unmöglich machte.

Nie wurden Volksfeste mit lärmenderem Gepränge begangen, nie unter allgemeinerer Theilnahme gefeiert, als wenn eben eine Geißel über den Köpfen der Menschen hing; und nicht thierische Rohheit ist es, die in dem Verurtheilten ein Gelüsten nach guten, sonst wohl gern gegessenen Speisen, erweckt, die ihm das sogenannte Henkermahl würzt; das Schwert am Haare, über dem Haupte, wächst der Appetit, und würde man einem solchen Unglücklichen, statt des Henkermahles einen Henkerball gestatten, er würde im rasendsten Walzer sich nicht satt tanzen können, und wär' es auch vielleicht nur, um sich zu Tode zu walzen, und dadurch dem Richtschwerte zu entgehen. Nicht mit Unrecht mag man freilich dies die Lustigkeit der Verzweiflung

nennen, und wer weiß, ob an dem schönen Morgen, von dem wir sprechen, nicht ein großer Theil der Einwohner der guten Stadt Paris, davon ergriffen war.

Noch kannte man nicht das liebliche Meudon, zwischen seinen Hügeln mit freundlichen Laubgehölzen, das majestätische Versailles war noch nicht durch ein königliches „Werde,“ mit seinen Wundern hervorgerufen, und das romantische Montmorency lud noch nicht dazu ein, in seinen gebirgigen Schatten zu verweilen, oder vor seinen zierlichen Häusern, ländliche Tänze bei den Klängen von Schalmei und baskischer Trommel zu halten.

Damals waren es die Jahrmärkte, welche als eigentliche Volksfeste bestanden, und aus denen alle spätern Freuden und Ergötzlichkeiten, so glänzend und großartig sie auch in der Folge wurden, entsprungen sind, selbst bis auf das Vaudeville und die Oper.

Zwischen dem Dorfe Lachapelle und der alten Abtei St. Denis liegt ein großes Feld, unbebaut und unbewohnt zur damaligen Zeit, von wenigen, unbedeutenden Hügeln durchzogen, und von einem schwarzen Walde, im weitesten Umkreise begrenzt.

An jenem schönen Morgen, von dem wir sprechen, hatte des Himmels blaue Decke sich ohne Fältchen oder Flecken darüber gespannt, eine Stadt

von leichten Zelten und Hütten war darauf, wie auf Zauberwink, entstanden, und eine zahllose Volksmenge, theils geschäftig, theils jubelnd, trieb sich dazwischen herum.

Es war der Jahrmarkt, Lendit geheißen, der hier gehalten wurde, der Bedeutendste jener Zeit in dieser Gegend, nicht sowohl wegen der Geschäfte, die dort abgeschlossen wurden, und wonach man gewöhnlich jetzt die Wichtigkeit unserer Messen und Märkte zu bestimmen pflegt, sondern des Pompes wegen, der ihn begleitete und des Glanzes und der Fröhlichkeit, die dort anzutreffen waren.

Auf der Wiese zwischen Lachapelle und St. Denis gab es keinen Neslethurm, kein Chateau-Vauvert, kein Palais des-Thermes, und wie jene verrufenen und berüchtigten Orte alle hießen, die den Vorübergehenden mit Angst und Schrecken erfüllten. Hier war keine Seine, deren Wellen allnächtlich Menschenopfer gebracht wurden, und wenn sich Zauberer und Wahrsager, die freilich nirgends fehlen durften, auch hier blicken ließen, so waren sie herablassend genug, den guten Leuten, die sie befragten, unter freiem Himmel, die Nativität zu stellen, und fern von allem mystischen Wesen, ihre Arcana zu verkaufen um billigen Preis, oder auch durch überraschende Verwandlungen und Kunststücke den Hau-

fen zu ergötzen, wie wir in unsern aufgeklärten Tagen es von den Taschenspielern sehen.

Die Sonne stand bereits hoch, als die alten Glocken in den Thürmen von St. Denis zu dröhnen anfingen, und von der Straße von Paris her sich dicke Staubwolken der Wiese näherten. Das Menschengewimmel schien sich ordnen zu wollen, denn man sah ein Hin- und Herlaufen, um feste Plätze zu gewinnen, alle Erhöhungen nah und fern wurden eingenommen, selbst die festen Dächer einiger Hütten füllten sich mit Zuschauern, während die Uebriggebliebenen eine Gasse gebildet hatten, die sich in bewunderungswerther Schnelligkeit aus dem Wirrwarr entwickelte.

Was diese schnelle Thätigkeit veranlaßte, war der Abt von St. Denis, der als Richter des Marktes, dem Bischofe von Paris entgegengezogen war, welcher sich in feierlicher Procession von der andern Seite nahete, um das eigentliche Volksfest zu eröffnen, und hierfür aus den Händen des Abtes seine zehn Livres Parisis in Empfang zu nehmen.

Er erschien im höchsten Glanze der Kirche, umgeben von der ganzen Priesterschar, unter Vortragung der heiligsten und wunderthätigsten Reliquien, und spendete den Kaufleuten den Segen. Alles drängte sich herbei aus Hütten und Zelten,

um desselben theilhaft zu werden, und nur jene Menschen standen seitwärts, die man Sarazenen oder Bohemer nannte, sie begehrten nicht des Segens der Kirche, denn sie dienten andern Mächten, das wußte man allgemein.

Unter den leichten, unzierlichen Hütten des Jahrmarktes, erhoben sich zwei ansehnliche Gebäude, wenn gleich nur von Holz, doch zur Aufnahme hoher Gäste bestimmt. Das Kleinere, mit allen Bequemlichkeiten einer wohleingerichteten Wohnung versehen, war dem Richter des Marktes, dem feisten Abte von St. Denis, eingeräumt, das Größere, prachtvoller geschmückt, enthielt nur einige Säle und kleinere Gemächer und war bestimmt, der schönen Königin Margaretha einen schicklichen Platz zu gewähren, wenn es ihr einfallen sollte, das Treiben des Festes durch ihre Gegenwart zu verherrlichen.

Von einem Lieblingsaufenthalte der Königin hatte dieser freundliche, luftige Bau den Namen „Chateau-gaillard" erhalten, und in der That war diese etwas frivole Benennung, nach unsern Begriffen, nicht übel gewählt, so ungezwungen, ja selbst ausgelassen herrschte Heiterkeit und Lust in jenen Räumen, worin es die muntersten Höflinge ihrer Zeit gern einander zuvorthun wollten, um der schönsten Königin der Christenheit Gefallen zu erregen.

Margaretha, etwas bleich zwar, doch nicht minder schön, im grünsammtnen Reitercostüme, von ihren Schwestern Jeanne und Blanche begleitet, und umgeben von Allem, was in Frankreich durch Namen, Thaten und Glücksgüter edel und berühmt zu nennen war, sprengte nach der feierlichen Procession des Bischofs, auf ihrem schäumenden Zelter, im lustigen Zuge auf der Wiese einher, vom „Noel" des Volks begrüßt.

Am „Chateau-gaillard" angekommen, sprang ein schöner Jüngling, in hochgelber Kleidung mit Gold und himmelblauen Federn auf dem Barette, den Farben der Königin, von seinem Thiere, und drängte sich behende durch den Schwarm der Andern, die ihn neidisch betrachteten, um der Herrin den Steigbügel zu halten. Sie aber schwang sich mit Anmuth zur Erde, neigte sich holdlächelnd dem schönen Diener und reichte ihm huldvoll die Hand, um sich von ihm in das Schlößchen führen zu lassen.

Dieser Jüngling war Luigi Versoris, der schöne Genueser, und als erster Leibdiener der Königin am ganzen Hofe bekannt. Margaretha ging, um sich von dem Ritte zu erholen, in eines der Seitengemächer, während die Fürstinnen und das Gefolge sogleich die Fenster des großen Saales be-

setzten, um sich an dem Getümmel des Marktes zu erfreuen.

Versoris trat schüchtern in das Gemach der Königin.

„Meine Königin ist nicht so heiter als der Tag und das Fest," sprach er mit trüber Miene, „meine Besorgniß ist es allein, die mich vergessen läßt, daß ich dorthin gehöre, wo die Andern —"

„O nicht doch, Luigi," sprach Margaretha, die sich erschöpft auf einen Sitz geworfen hatte, „Dein Platz ist stets bei mir. Nur wenn ich Dich sehe, schwinden meine Schmerzen, die mich foltern. Luigi, laß mich in Deinen Augen lesen, daß Du mich wirklich liebst, mein schöner Jüngling! wahrhaft liebst — o! es tröstet mich, wahrhaft geliebt zu werden." Sie hatte Luigi's Hand ergriffen, und, ihn dicht an sich ziehend, ihm in die Augen geblickt, die er jetzt nicht mehr verschämt, wie er anfänglich gethan, niederschlug, sondern sie recht feurig nach dem schönen Gesichte seiner Herrin und Herzenskönigin richtete.

Ein eng anliegendes Goldnetz, welches Margaretha nach damaliger Sitte, unter dem Sammtbarette trug, und das von einem breiten Bande gehalten wurde, welches zum Theil ihre Wangen bedeckte, hatte sich ein wenig verschoben, und Luigi, dessen feuriger Blick dieses Antlitz verzehrte,

rief mit einem Male erschreckt: „Eure Wange blutet?“ —

Sie entfärbte sich und sprach dann mit leiser Stimme: „Wirklich?“ und die Hand schnell zur Wange führend, um das Band wieder über die leichte Wunde zu ziehen, sagte sie: „ich träumte vorige Nacht, ich hätte mich verwundet — und nun“ — fügte sie nachdenkend hinzu — „sollte der Traum Wahrheit sein?“

„Wahrscheinlich hat eine Nadel, womit Ihr Eure reichen Flechten aufzustecken pflegt, diesen Frevel verübt,“ bemerkte Versoris, „o thut weg, ich bitte Euch darum, diese mörderischen Waffen. Wenn auch die Schramme diesmal nur leicht ist und bald verschmerzt sein wird — so könnte sie doch einmal tiefer dringen — bedenkt, wenn sie das Auge verletzt hätte — dies Himmelsauge, das in solchem Glanze nur unter Eurer Stirne so beseligend strahlt in weiter Schöpfung.“ —

„Und, Schmeichler,“ sagte die Königin rasch, mit einem verlegenen Lächeln, „saht Ihr wirklich noch nie ein Auge dem Meinen gleich?“

Und dann nach einer Pause wieder: „Dies schöne Augenpaar, das jetzt unverwandt nach Euch blickte, hat Euch auf Lüge ertappt. Es hat Zwillingsgeschwister dieses Augenpaar —“

Sich sammelnd erwiederte der Jüngling, in-

dem er ein Knie beugte: „Kein sterbliches Wesen kann sich solcher Augen rühmen, wohl aber kann die Hölle solche Spukgebilde erschaffen, armen Menschen die Sinne zu verwirren. In meinem Vaterlande erzählt man schauerige Mähren davon, und auch mir — warum sollt' ich es läugnen — ward von einem bösen Zauberer ein Bild gesandt, das dem Deinen ähnlich sah, um den Liebesfunken, der in dem Herzen jegliches Menschen schlummert, zu beleben — aber ich rang mich los mit aller Kraft, geschützt von mächtigern Gewalten, und nun sehe ich mich ja gerettet, umschirmt von deiner Huld. Wie könnt' ich nun noch jenes trügerischen Glanzes gedenken, da mir die warme Sonne Deiner Gunst aus diesen Augen strahlt." Die Königin hob ihn, der vor ihr kniete, rasch auf, denn es naheten sich eilende Schritte dem Gemache.

Es waren die hohen Frauen Jeanne und Blanche, welche mit Schrecken in den Mienen eintraten. Sie meldeten, daß der alte Connetable von Armaignac so eben angekommen sei und eine allgemeine Bestürzung verbreitet habe.

Sein zweiter Neffe, ein Bruder des kürzlich erst nach Paris gekommenen und in der Seine verunglückten Sire d'Annebaud, Renaud mit Namen, der sich mit der Auffindung der Mörder zeither rastlos beschäftigt hatte, war diesen Morgen, er-

mordet aus eben den Wellen gezogen worden, die seinem Bruder das frühe Grab bereitet hatten.

„Der Sire Renaud d'Annebaud?" fragte mit sichtbarem Befremden Margaretha — dann aber setzte sie schnell hinzu: „Ist es ein Wunder, seine ungezügelte Rachsucht hat ihn — den Einzelnen — dem Mördertroß in die Hände geführt und so mußte er es mit dem Tode büßen. Sein Ungestüm belästigte uns. Geht, Versoris, und meldet dem Hofe, daß ich mich ihm zeigen werde, obgleich ich von einem ängstlichen Traume noch sehr angegriffen bin. Dies wird hoffentlich den alten Connetable vermögen, seine rauhen, wilden Klagen in einem andern Bezirke ertönen zu lassen, als in dem wir athmen."

Versoris ging und die Damen zögerten einige Augenblicke, ihm zu folgen.

Als sie kurz darauf in den Versammlungssaal traten, hatte sich der trauernde Greis in der That zurückgezogen und die Hofleute zeigten die heitersten Mienen von der Welt.

Sie waren eben darüber her, dem Sire Enguerrand von Marigny auf eine witzig boshafte Weise das Prognostikon zu stellen, um ihm zu zeigen — wie sie sagten — daß auch sie sich nicht ohne Nutzen mit geheimen Wissenschaften beschäftigten.

Der ernste Staatsmann schien nur wenig geneigt, in ihren Scherz einzugehen und erwiderte

trocken: daß sie weit vom Ziele schössen, doch daß er Aller Geschicke leicht und deutlich sehe, sie aber nicht erfreut sein würden, solche aus seinem Munde zu vernehmen.

In diesem Augenblicke erschienen die Damen, und der junge Sire de Montsoreau, welcher zunächst am Fenster stand, rief lachend: „Dies Handwerk ziemt sich nicht für Edelleute, noch weniger für Euch, den Kanzler von Frankreich. Wollen wir aber dergleichen zur Kurzweil treiben, so dächte ich, man ließe — mit Erlaubniß unserer schönen Frau Königin und Herrin — einen jener verwünschten Sarazenen heraufkommen, die sich im Volke dort unten umhertreiben und uns wohl auch belustigen würden. Vergönnt es, Frau Margaretha von Burgund, so soll mein Page hier jenen vierschrötigen Kerl, der sein brennendes Auge auf unser chateau-gaillard gerichtet hat, als wollte er es in Brand stecken, heraufrufen, der möge uns denn ein Pröbchen seiner Kunst ablegen und den würdigen Kanzler von Marigny besser zufrieden stellen, als es unserm Scherze von vorhin möglich war.“

Kaum hatte die Königin eingewilligt und ehe der Page sich entfernte, riefen einige der Herren, die am Fenster geblieben waren und deren Winke der Sarazene verstanden haben mochte, laut und erstaunend aus: „Seht, wie der Zauberer Gedan-

ken zu errathen vermag. Ehe ihm Eure Sendung wurde, Sire de Montsoreau, stattet er uns seinen erwünschten Besuch ab. Da ist er schon."

„Er schreitet durch die Wand!" riefen Andere.

Und wahrlich, so schien es, denn im Nu stand der Sazarene, den man so eben noch unten mitten im Volksgedränge gesehen hatte, unter den glänzenden Hofcavalieren, vor der Königin von Frankreich und ihren Schwestern, und Damen, die Alle — bis auf die Königin — ein Kreuz vor ihm machten. Eine Pause der Ueberraschung folgte seinem Eintritte.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte er mit rauhem Tone, in dem fremden Accente eines Sarazenen.

Nun schien die Reihe des Scherzens an Enguerrand gekommen zu sein, denn während sich Alle in der Nähe des Schwarzkünstlers befangen fühlten, nahm Jener das Wort und sagte zu ihm: „Nähere Dich ohne Furcht, Du sollst hier in Gegenwart einer Königin wahrsagen, das mag Dir wohl selten im Leben widerfahren sein."

„Und vor allen Dingen," nahm der junge Pierrefonds das Wort, der zuerst wieder die Sprache erhalten hatte, „sollst Du, verfluchter Sarazene! dem vor Dir stehenden Grafen von Longueville, Enguerrand von Marigny, erstem Minister des Königs und Kanzler von Frankreich voraussagen, wie

lang er noch zu leben habe und welche Todesart seiner wartet."

„Willst Du das wirklich durch mich erfahren, Enguerrand?" fragte der Sarazene.

„Ohne Rückhalt, brauner Mann!" sagte dieser lächelnd, „und könntest Du mir von meinen Lebenstagen so viele abziehen, daß nur Einer übrig bliebe, und alle diese Tage in Todesarten verwandeln, die ich zu sterben hätte, so würdest Du diesen jungen, schönen Edelleuten nur ein desto größeres Vergnügen dadurch gewähren."

„Nur drei Tage und Eine Todesart," sprach schnell und dumpf der Sarazene, „aber eine schreckliche."

Und ohne weiter um Enguerrand sich zu kümmern, der verstimmt zu lächeln versuchte, wandte er sich zu den Andern, denen bei dem Tone des Wahrsagers und dem Abschreckenden seiner Weissagung aller Scherz vollends vergangen war.

„Nun, meine Herren!" rief er jetzt in heiterer Weise, „ist Niemand unter Euch, der sich von mir sein Schicksal voraussagen lassen will?"

Alle waren verstummt. Endlich faßte der junge Bruyns ein Herz und sprach: „Verwünschter Afrikaner, wer mag von Dir wissen, was Du so eben dem Grafen von Longueville offenbart hast —"

„Nicht immer," erwiderte der Sarazene, „sind

meine Aussprüche so finster, Dir Bruyns grünt Glück, Dein König wird Dich ehren."

Die jungen Herren schöpften freier Athem und waren schon geneigter, den mysteriösen Sarazenen um ihr Geschick zu befragen, aber dieser hatte sich von ihnen gewandt und war zur Königin hingetreten, die seitwärts auf einem etwas erhöheten Sessel saß und ihren ernsten Blick auf der Scene verweilen ließ. Versoris hielt sich ihr zur Seite.

„Nun, Frau Königin," sagte der rauhe Sarazene zu ihr, „soll ich von dannen gehen, ohne vor Dir meine Kunst gezeigt zu haben? Verlangst Du nicht der Zukunft den Mund zu öffnen?"

„Die Königin ist krank," sprach ihn zurückdrängend Versoris, „willst Du Dir noch einen Lohn erwerben, so mag's drum sein! Hier bin ich, Dein Orakel erwartend."

„Du willst es nicht im Ernste," erwiderte der Sarazene.

„Doch — sage mir mein Schicksal," sprach Versoris.

„Deine Vergangenheit ist Gestern, Deine Zukunft liegt im Morgen," entgegnete Jener ausweichend, „von Heute laß mich schweigen."

Es mochte den Jüngling wohl nicht so ernst gewesen sein, des Sarazenen Kunst auf die Probe zu setzen, er trat daher mit einem Blicke auf die

Königin bei Seite, erwartend, was diese sagen werde.

Der Sarazene aber trat hart an ihren Sitz heran und einen Fuß auf den Tritt ihres Schemels stellend, sprach er leise zu ihr:

„Margaretha, willst Du nicht, daß ich Dir etwas enthülle, was Dir noch Räthsel ist?"

„Ich habe Dich nicht gerufen," erwiderte unwillig die Königin.

„Suchtest Du nicht einen jungen Pagen in den Gewässern der Seine, und warst erstaunt, den Sire Renaud d'Annebaud darin zu finden?" fuhr der Wahrsager fort.

„Wer rief diesen Menschen her?" sprach sich erhebend die Königin.

Der Sarazene sagte aber rasch zu ihr, indem er eine lange Nadel aus seinem Gewande zog, wie sie die Frauen seit kurzem, der Züchtigkeit wegen, zur Verhüllung des Busens trugen: „Verberge Deine Wange noch so gut —"

„Was willst Du von mir, Schrecklicher?" fragte ihn Margaretha bebend, ohne ihn ausreden zu lassen.

Aber Versoris, aufmerksam gemacht durch die Heftigkeit ihrer Bewegungen, war hinzugetreten, den Sarazenen scharf ins Auge fassend.

„Was willst Du, Jüngling?" fragte dieser ihn.

„Ich bin der Königin Leibdiener," erwiderte er.

„Will Margaretha, daß ich in dieses Jünglings Gegenwart ihr ihre Zukunft offenbare?" fragte der Wahrsager.

Die Königin war nicht im Stande zu antwarten.

„So entferne Dich!" sagte streng der Sarazene.

„Ich empfange nur Befehl aus dem Munde meiner Gebieterin" — sprach trotzig Versoris —

„Zieht Euch zurück!" hauchte Margaretha schwach, und nachdem mit Versoris sich Alles von ihrem Sitze weit entfernt hatte, fragte sie leise und erbebend, das furchtbare Räthsel, das vor ihr stand: „Jetzt keine Weissagung aus Deinem Munde — aber wer bist Du selbst?" —

„Alles sollst Du erfahren, Königin, was Du zu wissen wünschest — oder glaubst Du nicht daran, daß ich Dir's zu enthüllen vermöchte?" so tönten die dumpfen Worte nun aus der tiefsten Brust des Sarazenen herauf. „Die Nächte sind dunkel, Margaretha, ohne Liebestränke — und tausend Kerzen, die Du anzündest, machen sie nicht freundlicher, und alle Mächte, die Du herauf beschwörest, sind nicht im Stande, Eine Macht zu beschwichtigen!" —

„Deine Worte" — sprach Margarethe ängstlich — „an diesem Orte —"

„Wohl — so schenke mir Gehör an einem andern,“ sagte der Sarazene, „noch diese Nacht.“

— „Diese Nacht?“ —

— „Ja. Unfern von hier. Im Walde von Lachapelle, wo der Fels steht — den die Leute nennen „la roche-qui-pleure“ — dort kreuzen sich die Wege —“

— „Dort willst Du mich sehen?“ —

— „Um Mitternacht.“ —

— „Und die bösen Geister, die dort ihren Sabbath halten?“ —

— „Sie können uns Beiden nichts anhaben.“—

— „Ich werde mich nie solchen Mächten anvertrauen!“ —

— „Und jene, die Dich im Nesle-Thurme schützen, sind sie anderer Art?“ —

Hier hatte sich des Sarazenen Stimme drohend erhoben, aber Margaretha sagte rasch, leiser und ängstlicher noch denn zuvor:

— „Wie willst Du, daß eine Königin von Frankreich?“ —

— „Um Mitternacht einen Gang ins Freie wage? Die Dame des Nesle-Thurms wagt mehr. Der Thurm ist vom Louvre weiter entfernt, als der Fels von diesem Hause —“

— „So willst Du, daß ich nicht nach Paris zurückkehre?“ —

— „Du wirst eine plötzliche Krankheit vorschützen und hier bleiben.“ —

Da durchzuckte es wie Freude Margaretha's entstellte Züge, eine Hoffnung lächelte ihr, aber der Fürchterliche zerstörte ihr auch diese.

— „Verschließe Dich in dieses Zimmer, sprich mit Niemand — hörst Du? — Vor Allem hüte Dich vor Jourdan Ferron —“

— „Wie?“ fiel ihm Margaretha ins Wort, „meinen Arzt und treuesten Diener —“

— „Den halte von Dir entfernt, sonst wirst Du nie den Zauber lösen, der Dich umschlingt —“

— „Er wird kommen, wenn er von meiner Krankheit hört —“

— „Du stellst Wache vor Deine Gemächer, deren Eingang er hoffentlich nicht stürmen wird—“

Margaretha schwieg sinnend. Der Geheimnißvolle hatte ihr Dinge zu offenbaren, die — so schien es — selbst dem Meister Ferron noch unenthüllt waren. Und zögerte sie, in seine Forderungen zu willigen, so stand er ja in seiner ganzen Furchtbarkeit ihr gegenüber, die in Ohnmacht dasaß, wie eine Verbrecherin, die ihr Verdammungsurtheil erwartet.

Man hörte ferne Trompeten.

„Der König! der König!“ hieß es von allen Seiten und man drängte sich zu den Fenstern,

während manche Blicke zurückfielen auf die Königin, die in Gedanken Alles zu überhören schien, so sehr verstand es der braune Zauberer, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln.

Sie hatte aber die Trompeten nur zu gut vernommen, die sie wie das Weltgericht aufschreckten zu der schnellen Verheißung:

— „Ich will thun, was Du begehrst —"

— „Du wirst kommen? — allein?" —

— „Ich werde — Entsetzlicher, nur jetzt verlasse mich!" —

— „Bringe das Staatssiegel mit, für das Uebrige sorge ich —"

Margaretha horchte überrascht auf.

— „Es soll kein Pact um Deine Seligkeit werden," sagte mit teuflischem Hohne der Sarazene.

Margaretha schwieg.

— „Hörst Du, Margaretha? Das Staatssiegel —"

— „Ich höre —"

— „Du wirst mich an dem Platze finden —"

Das Volk rief „Noel" — die Trompeten tönten näher; Alle wandten sich nach Margaretha, die sichtbar bleich und taumelnd dem Fenster zuwankte, aber mitten im Zimmer zu Boden fiel.

Der Zauberer ward nicht mehr gesehen. —

Weit und breit schwieg es auf der Jahrmarktswiese. Die Hütten und Buden waren längst geschlossen, der König und der Hof war nach Paris zurückgekehrt und der feiste Richter des „Lendit,“ der Abt von St. Denis, ließ sich's wohl sein bei Flaschen und Schüsseln nach den Strapatzen des Tages, in seinem leichtgezimmerten Hause. Nur am fernen Rande, wo der schwarze Wald der Wiese einen dunkeln Saum verlieh, sah man hier und da rothe Flammen tief am Boden glühen; dort hatten sich jene Leute zur Ruhe gelagert, die Morgen bei guter Zeit wieder auf dem Markte sein wollten und denen der Weg zur „grande truanderie“ zu weit war.

Dort saß auf bemoostem Steine unter dem Baldachin, den die dicht belaubten, tausendjährigen Zweige einer Eiche über ihm wölbten, in aller seiner barocken Herrlichkeit, umgeben von seinen Großen, der mächtige Trimoniwestrum, die zierliche Atten, die riesige Gulreddin. Sie athmeten den kalten Nachthauch in ihrer wilden Freiheit, sangen ihre eintönigen Lieder, über sich ihr altes blutiges Gesetz, die ewig wandelnden Sterne, tief unter sich die andern Menschen. Mitten im kahlen Felde erhob sich das „Chateau-gaillard“ finster und verödet. Nur wenige von den langen Fenstern waren matt erleuchtet, und hier war es, wo die kranke

Königin seufzend lag in banger Erwartung und das Herz in fieberischer Bewegung.

Vor der Thür ihres Gemachs hielten zwei Armbrustschützen Wache, wie sie es selbst befohlen hatte und eine vertraute Dienerin, ihre vertrauteste — saß, ihrer Befehle wartend, in einem anstoßenden Cabinete.

Die Augen der Königin waren starr auf eine Sanduhr gerichtet, die vor ihr stand, und sie schien nur noch Sinn für das Verrinnen des Sandes zu haben.

Da schreckte sie eine bekannte Stimme aus ihren Träumereien. Es war ein Gespräch, welches dicht unter ihrem Fenster geführt wurde.

— „Ich bin der Königin Leibdiener —"

— „Niemand wird eingelassen, so lautet der Befehl —"

— „Ich muß sie sprechen —"

— „Gebt Euch keine Mühe, edler Versoris," sprach nun eine andere, nicht minder bekannte Stimme, wenn gleich Margaretha sie nur einmal im Leben gehört hatte, „die Königin spricht heute Niemand —"

— „Ihr seid's, Hauptmann?" fragte Versoris.

— „Noch bin ich's, Freund," erwiderte der Andere. „Ich suchte Euch so eben. Habet die Gefälligkeit, für mich dieses versiegelte Blättchen auf-

zuheben. Es enthält mein Wichtigstes auf der Welt. Man kann in jetziger Zeit nicht wissen, wie bald man abgefordert wird. Darum hört mich wohl an, Luigi! Wenn ich Morgen um die zehnte Stunde nicht selbst, in eigner Person, versteht mich wohl! dieses Blättchen von Euch zurückfordere, so mögt Ihr es öffnen. Ich rechne auf Eure Freundschaft! Jetzt gehabt Euch wohl! Kehrt nach Paris zurück — hier ist's nicht geheuer — und Euere holdselige Herrin sehet Ihr heute doch nicht mehr, glücklicher Page!"

Margaretha raffte sich auf und eilte ans Fenster — aber ihr weit aufgerissenes Auge starrte in die öde Nacht, die ihren schwarzen Schlund unter ihr geöffnet hatte. Die Sprechenden hatte sie bereits in den Nebel gehüllt, der ihr wie Athem entstieg, den sie einsog und dann wieder zaubergeschwängert ausströmen ließ. —

Noch ein sehr kleines Häuflein Sandes ruhete in dem obern Theile der Uhr. Einem jeden Körnchen, das hinuntergleitete, folgte gierig der Königin Auge, und immer ängstlicher pochte ihr Herz, immer dunkler glühete ihre Wange. Jetzt — war die Stunde gekommen — die furchtbare Stunde der Geister, deren Nahen sie sonst vergaß im Taumel des Genusses — jetzt allein im öden Hause, das

ihr ein Grab zu sein schien, sie selbst eine Bewohnerin desselben, sich rüstend emporzusteigen, um selbst fürchtend, ein gefürchteter Schrecken umherzuwandeln in den Wohnungen der Menschen. Ihre Hände flogen, als sie einige wärmende Schleier um ihre vom Fieberfrost gerüttelten Glieder schmiegte, und so schlich sie leise, fast unhörbar, im Dunkeln, die Gänge entlang, zum Thore hinaus, und die Armbrustschützen machten das Kreuz und sahen fort, als die gespenstische Frau an ihnen vorüberzog. Sie vermied die Straßen, von den Hütten der Kaufleute gebildet, und schritt querfeldein der ihr vom Sarazenen bezeichneten Stelle zu. Sie stolperte über die Hügel und Steine, die wie Gräber und Todtenmahle auf ihrem Pfade sich fanden, eine tiefe Finsterniß lag ringsum, das schwarze Gewölk hing so tief herab, daß es schien, als könnten ihre Hände es erreichen, und darunter zogen Käuze und Fledermäuse, schnaubend und mit den Augen leuchtend, wie tanzende Feuerfunken, während Irrwische am Boden hüpften. Die Lagerfeuer der Zigeuner waren verloschen, und nur ihr stinkender Dampf wälzte sich an der Erde im weiten Umkreise fort, weil die dicke Luft sein Aufsteigen verhinderte.

Nach Mühseligkeiten ohne Zahl hatte die nächtliche Pilgerin die Waldecke erreicht, die noch das Ziel ihrer Wanderung verdeckte.

Hier, einsam, von Schrecknissen umgeben, von innerer Angst gefoltert, hob die Königin von Frankreich das schöne Auge zum Himmel, den kein Stern verrieth. Die Nacht war bis zum Un eheuern finster und gräßlich geworden. „Ich Thörin, daß ich so allein" — dachte sie — „wenn ich nur Luigi mindestens im Rückhalt" — doch schnell diesen Gedankenstrom hemmend, setzte sie hinzu: „Nein — Ihn einer Gefahr aussetzen? — Mir kann hier keine drohen!" —

Da stand sie, wo die Straßen sich kreuzten, und die seltsame Gestalt des Felsen, der nach einer Sage und dem Brünnlein, das seinem Mooshaupte entfloß, „la roche-qui-pleure" genannt wurde, strebte wenige Schritte von ihr wie ein dunkler Riese zum Himmel empor.

Noch war sie unschlüssig, ob sie sich ihm nähern sollte, da erhob sich aber von einer niedern Mooshöhe ein Mensch, der wie ein Ritter in dunkele Farben gekleidet war und ihr die Worte zurief:

„Du hast mich warten lassen, Margaretha, doch da bist Du ja und ich will Dir Deine Säumniß nicht zu hoch anrechnen. Setze Dich hierher an meine Seite — Du wirst müde sein. Der Himmel hätte galanter sein können und einige Laternen anzünden."

Sie that es zitternd und ihr wirres Auge erkannte mit Befremden den Sarazenen in der Rittertracht.

Er schien es zu bemerken.

„Meine Kleidung nimmt Dich Wunder," sprach er, „ich bin derselbe, den Du heute Morgen sahest, zweifle nicht daran, ich fand es nur gerathener, zu diesem Abenteuer meine Sarazenenmaske abzulegen. Maskirst Du Dich doch auch manchmal! Nicht so? Gib Dich darum zufrieden, Kindchen. Wir sind deswegen Beide nicht mehr, nicht minder, als wozu uns der Himmel geschaffen hat. Nicht bist Du hier, Königin — denn wo wären Deine Damen, Deine Wachen, Dein Glanz? Ist dies das Gemach, der Thron, die Umgebung einer Königin? Du bist ein Weib, ein armes, zitterndes Weib — da hast Du meinen Mantel! so! und weil das Weib zittert und der Mann ruhig ist und fest — so mag einiger Vorzug hier wohl dem Manne gebühren —"

Die Königin hatte sich in den Mantel gehüllt, den ihr das Mitleid des Schrecklichen um die schönen Schultern geworfen. Ihre Zähne schlugen hörbar an einander und nur mit Mühe brachte sie die Worte hervor:

„Jetzt sage mir, weshalb ich kommen mußte und entlasse mich aus dieser furchtbaren Haft."

— „Du willst das Räthsel gelöst wissen, wie es kam, daß für ein Mädchen, welches Du morden ließest, der Sire d'Annebaud in der Seine sich fand? Du bist unruhig darüber, wo das Mädchen hingekommen, da sein Leichnam noch nicht gefunden? Du möchtest endlich des Mädchens Herkunft wissen? Alle diese Fragen kann ich Dir beantworten. Hast Du das Staatssiegel bei Dir?" —

— „Ich habe es — hier —"

— „Nun wohlan, ich war zugegen in gestriger Nacht bei der Scene im Nesle-Thurme, ich habe den Sire d'Anneband, der mich hineinführte, um sich meiner Zaubermacht zu bedienen, den Mörder seines Bruders zu entdecken, mit diesem Dolche ermordet — weil er sich unterfing, die Mörderin verrathen zu wollen, die er dort kennen gelernt hatte. Glaube mir, ich bin Dein Freund, und so lange Du mit mir es hältst, will ich Dich beschützen gegen Alles, was Dir drohen könnte, und würdest Du noch tausendfach Mörderin und Ehebrecherin." —

Die Königin starrte ihn zornglühend an.

— „Das Mädchen, obgleich Deine Tochter, obgleich Deine schwere Anklägerin, wird Dir nicht schaden, sie ist in meinem engsten Gewahrsam —"

— „Sie? meine — in Deinem Gewahrsam?" —

— „Das Eine jener unglücklichen Zwillinge, welche Du der Umarmung Lyonnets von Bournonville verdankest, des schönen Pagen, der Deinen Vater mordete. Gedenkst Du seiner noch?"

Hier packte des Fremden Hand den Arm der Königin und sein wilder Blick wühlte in ihren Zügen, dann fuhr er fort:

„Dein treuer Freund und Arzt Jourdan Ferron hatte damals nicht Treue zu Dir im Sinne, statt die Kinder zu tödten, wie Du ihm befahlst, setzte er dies Mädchen am Portale von Notre-Dame aus, was er mit dem Jungen machte, ist zur Zeit noch nicht enthüllt —"

— „O schrecklich! schrecklich!" tönte der Königin Klaggeschrei durch die Nacht.

— „Eine Heldin Deiner Art muß mehr Fassung zeigen," fuhr nun der Fremde fort. „Du siehst, daß ich Alles weiß, und daß ich auftreten kann und Dich anklagen und auch mit Beweisen dazu ausgerüstet bin. Doch das sei fern von mir. Ich bin ja Dein Freund, wenn Du Dich mir fortan überlassen willst. Bedenke dies!" —

— „Mich anklagen?" sprach die Königin rasch, „oder mich Dir überlassen? Deine Sclavin sein — den ich vernichten kann —"

— „Vernichte mich!" sagte mit kaltem Hohne der Fremde, „rufe Deinem Versoris, oder einem An-

dern Deiner Günstlinge und lasse mich tödten, hier zur Stelle — gut! Ich werde fallen. Doch Morgen um zehn Uhr — wenn ich nicht am Hofe erscheine — öffnet Versoris einen Zettel, den ich ihm gab, beschrieben mit dem Blute Deiner Tochter, seiner Geliebten — hörst Du's? — „Die Königin hat mich im Nesle-Thurme ermordet! ich, Peronne, bin ihr Kind." —

Beide Hände vor das Gesicht schlagend, sank Margaretha leise wimmernd auf den harten Stein zurück, der ihr zum Sitze diente.

„Willst Du mich noch ermorden lassen, mich heimlich zum Schweigen bringen? Glaube mir, thörichtes Weib, meine Rache ist so weit ausgesponnen, daß Deine Schuld an das Tageslicht käme, wenn Jourdan Ferron auch ein Zaubernetz mit seinen besten Künsten darum webte. Willst Du mich verschwinden lassen — oder willst Du thun, was ich von Dir fordern werde." —

— „So sprich denn endlich," sagte Margaretha, „was begehrst Du von mir?" —

— „Nicht Deines schönen Leibes begehr' ich, nicht Deiner glühenden Küsse und süßen Umarmungen! Sähest Du mich in meiner echten Gestalt und unter meinem wahren Namen, Du würdest mir gern diese Unempfindlichkeit zu Gute halten, ohne mich darob zu schelten."

— „Ich schaudre bei Deinen Worten,“ sagte schnell Margaretha, „so willst Du vielleicht Schätze — sprich! und Deine raubgierigen Hände sollen in der Chatulle des Königs, im Schatze von Frankreich wühlen können, um Deinen Durst zu stillen —“

„Ich danke Dir — das wollte ich in der That,“ sagte trocken der Fremde, „aber das ist nicht genug, ich will herrschen in diesem Lande — ich will sein erster Kanzler sein —“

— „Diesen Posten bekleidet der Graf von Longueville —“

— „Ich will Graf von Longueville sein —“

— „Wie ist das möglich?“ —

— „Gestern noch warst Du Regentin — hier ist Marigny's Verhaftsbefehl, unterzeichne ihn, er ist von gestern ausgestellt — und hier ist meine Ernennung auf seinen Platz —“

Er überreichte ihr Pergament und Griffel. —

— „Aber wer bist Du?“ —

— „Thut das etwas zur Sache?“ versetzte der Fremde mit seinem bittern Spotte — „doch Du mußt ja Deinen neuen Minister kennen. Wohlan, ich heiße Buridan —“

— „Buridan?“ rief erschreckt Margaretha.

— „Der Teufelsbanner, des Tempelmeisters Schüler, der Verfolgte, dem Tode Verfallene, als Volt Gehenkte, der es satt ist, sich zu verbergen

in seinem schönen Vaterlande, oder gleich einem Verbrecher es zu fliehen," sprach nun der Fremde mit Feuer. „Ich will jenen Marigny an dem Galgen hängen sehen, den er mir zugedacht hatte, und indeß ein schnödes Wachsbild daran aufknüpfen ließ. Ich will statt Todesfurcht in Schmach, wenigstens Todesfurcht im Glanze! Doch Du bürgst mir für meine Tage am Hofe, nicht so — Margaretha?"

— „Wie wird das möglich sein? Bist Du nicht als Anhänger des Templerordens geächtet?" —

— „Was thut das? Die Acht wird auf Verwenden unsers gnädigsten und sehr gefürchteten Königs mit der Zeit von meinem Haupte genommen und daß Ludwig es thue, überlasse ich Deiner Sorge. Für jetzt bin ich Hauptmann Buridan, des Geächteten Bruder, und als solcher schon bekannt. Nun wie ist's? Hast Du unterschrieben?" —

— „Hier —"

— „Und das Siegel?" —

— „Diese Capsel verschließt es in Wachs —"

— „Gut —"

— „Und hab' ich nun nichts von Dir zu fürchten?" —

— „Ich bin Dein Sclave. Buridan, der arme Schüler, wird es nie vergessen, was er Deiner Gnade verdankt. — Ich werde des Louvre's Fenster, die auf die Seine gehen, vermauern lassen, und

den Neslethurm mit einer dreifachen Mauer umgeben, damit von seinen üppigen Festen, weder Glanz noch Klang sich verrathen. Jede Nacht sollst Du Deine wohlverwahrte Gondel am Ufer finden, und der Kanzler selbst wird Dich hinüberführen. Aber dafür wirst Du mir auch Deine Gunst fortwährend schenken, Margaretha — nicht Liebesgunst — eine andre — versteh' mich wohl! Der König zieht ins Feld — und wir werden sein Reich beherrschen; uns gehört dann dies schöne Frankreich, mit seinen Schätzen, seinen Weinen, und seinen Schönen — wehe denen! die es wagen werden, sich unserer Allmacht widersetzen zu wollen!" —

Margaretha hatte ihre Fassung wieder. „Listiger Betrüger!" rief sie, „so zwangst Du mich denn, eine Macht mit Dir zu theilen, die ich allein besaß. —"

„Allein?" spottete Buridan, „und Jourdan Ferron?" —

„Der weise Arzt — mein Freund —"

„Lege die Heuchlermaske ab, Margaretha! Wir stehen uns hier so ehrlich gegenüber, wie wir uns wohl noch nie in unserm Leben einem Menschen gezeigt haben. Du wirst des alten Schwarzkünstlers Ferron entbehren können — denn ich bleibe Dir als Rath und Versoris Liebe!"

„Versoris!" — seufzte Margaretha.

„Fürchte nicht, ihn zu verlieren," fuhr Buridan fort. „Morgen um zehn Uhr erscheine ich am Hofe, um Marigny verhaften zu lassen und meinen Zettel von Versoris zurückzufordern. Dann kannst Du frei athmen. Sorge indeß, daß mein schmähliches Bild, das am Galgen von Montfaucon statt meiner hängt, heruntergenommen werde. Doch, unser Geschäft ist beendigt, wozu Deine zarte Gesundheit länger dieser rauhen Nachtluft bloßgeben. Gib mir meinen Mantel wieder — so! — und nun kehre ins Chateau-gaillard zurück." —

„So darf Margaretha sich nun entfernen?" fragte die Königin mit schmerzlichem Spotte, die wohl noch nie bei einem nächtlichen Abenteuer solcher Art einem Manne gegenüber gestanden hatte.

„Auf Wiedersehen, meine Königin!" sagte Buridan, im Tone der feierlichsten Huldigung, ein Knie vor ihr beugend.

Da rührte sich's schnaubend im hohen Grase, und hob sich brummend empor, ein Riesenhaupt war's, aus großen, grellen Augen Beide anstierend.

Die Königin prallte entsetzt zurück.

„Ah!" sagte lachend Buridan, „da find' ich eine alte Bekanntschaft — wir wollen heute nicht unsere Kräfte im Ringen versuchen, schönes Kind!"

„Wollt'st aus Furcht nicht Herzog von Ae-

gypten sein, Thor!“ tönte es aus dem Grase empor, „und bist nun doch mein!“ —

Die Königin entfernte sich mit stummem Schrecken, als sie diese Stimme hörte, so stark tönend, und so unerwartet, und als der furchtbare Mensch, den sie mit geheimnißvollen Mächten verbündet wähnte, so bekannt mit ihr that.

Buridan aber erschrack weder über die Stimme, noch über den traurigen Orakelspruch, den sie vernehmen ließ, sondern — in einer Anwandlung frevelhaften Uebermuthes, erzeugt durch die Krönung seiner kühnsten Wünsche, setzte sich der neue Kanzler von Frankreich, die Pergamente, welche seine Erhebung und seines Vorgängers Vernichtung enthielten, sorgsam im Busen verbergend, zur Riesin Gulreddin, ins feuchte Gras, um ihren alten Groll zu bezähmen.

Und das fleckige Bohemerweib lachte ihm freundlich entgegen.

X.

Im Chateau-Gaillard.

Ueber die finstre Wiese, auf ungebahntem Pfade, schlich die Königin zitternd bei innerer Gluth, zurück nach dem traurigöden Aufenthalt, dessen Namen ausgelassene Fröhlichkeit bezeichnete.

Noch herrschte Nacht. Die Wacht der Armbrustschützen vor den Pforten, war sorglos eingeschlafen.

Margaretha eilte in großer Bewegung die Treppe hinan, und öffnete das Vorzimmer, wo ihre vertraute Dienerin in sichtbarer Angst ihrer wartete.

„Verzeihung, Frau Königin," sprach sie eiligst, „ich bin nicht schuld daran, daß er hier eindrang — die Wache ist eingeschlafen — und was sollte ich — — ?"

„Wer? Wer?" fragte die Königin entsetzt.

„Wer anders — als er — der wie ein Schatten Euch umgibt — Versoris —" erwiderte die Vertraute.

„Versoris?" — wiederholte Margaretha, mit einem Blick, der sich neu belebte, und ihre Brust hob sich höher. „Schon gut — ihn wollt' ich sprechen —"

Sie winkte der Dienerin, sich zu entfernen, suchte sich einen Augenblick von ihrer Ueberraschung zu erholen und trat dann in ihr Gemach, wo der schöne Jüngling, mit sanftem Vorwurfe im Auge, ihr gegenüberstand.

„Versoris — Du hier?" that die Königin mit anscheinendem Befremden.

Er aber sagte: „Fast könnte ich eben so verwundert sein, Dich schon hier zu finden. Du warst krank, Margaretha, die Wachen hatten Befehl, Niemand zu Dir einzulassen, damit Du ungestört Deine nächtlichen Wanderungen vollenden konntest."

Die Königin setzte sich stumm, den Blick zur Erde gewandt, und schien es nicht zu bemerken, daß er, auf Antwort harrend, vor ihr stand.

„Du sprichst nicht mit mir, Margaretha?" fing der Jüngling nach einer Pause wieder an, „Du hast keinen Blick für Deinen Luigi? Wie? ist es etwa nicht Margaretha, die ich hier vor mir sehe?

ist es jenes Trugbild des Juden, jenes zauberische Wesen, das — wie mir die Kunde ward — im Nesletthurme allnächtlich Menschenopfer schlachtet? Bin ich seiner finstern Macht verfallen?" setzte er mit innerm Graus hinzu, „sprich — rede — sage mir, Margaretha, daß Du es bist, meine Königin?"

Sie blieb stumm und blickte unverwandt auf den Boden.

„Nun denn!" rief er, „so ist es, wie ich fürchtete. Jede Gemeinschaft mit Dir, die ich hier vor mir erblicke, könnte mir Verderben bringen! Mein schnellstes Roß soll mich nach dem Louvre tragen, damit ich mich überzeuge, daß meine Herrin dort vom süßesten Schlummer umfangen ruht." —

Sie seufzte laut. —

Er wendete sich wieder nach ihr um. —

„Setzet Euch zu mir, Versoris," sagte sie nun matt, „und höret mich an. Euere List, die Ihr anwendet, mir den Stachel der Vorwürfe zu entwenden, und gegen mich selbst zu kehren, was Euch treffen sollte, ist nicht geziemend für einen Mann, dem ich meine höchste Gunst schenkte —"

„Wie froh bin ich, daß Ihr die Sprache wieder habt," rief Luigi Versoris aus, „wenn gleich ich Eure dunkeln Worte mir nicht zu deuten weiß. Also seid Ihr doch nicht — des Juden Spukbild,

das Euch so ähnlich sieht und mir schon einmal im Leben, fast verderblich erschienen war — meine Königin wirklich — Margaretha — die holdseligste, die herrlichste von drei Schwestern — die Herrscherin!" —

„Verräther!" schrie Margaretha durchdringend auf, indem sie vom Sitze sprang — „jetzt hab' ich Dich! Darum wurdest Du heut nicht vorgelassen, darum hieß es, ich wäre krank, darum verließ ich allein zur Nachtzeit dies Gemach —"

„Was meint Ihr?" fragte Versoris bestürzt.

„Was ich meine, Betrüger? O über den Heuchler!" rief sie mit gemildertem Tone. „Als ob er's nicht wüßte! Genug — ich entlasse Dich! Wer rief Dich hierher? Was willst Du von mir? Der König ist in Paris, und die Begünstigung, deren Du Dich, in seiner Abwesenheit, erfreutest, nehme ich nun zurück. Du bist fortan Diener — ich Deine Königin!" —

„Und womit hab' ich Deinen Zorn auf mich geladen?" fragte Versoris bestürzt, dem es jetzt ganz entfallen zu sein schien, daß er eigentlich es war, der zu zürnen hatte.

„Ich zürne Dir keinesweges," erwiederte Margaretha kalt, „auch meine Schwestern sind schön — schöner als ich — und wissen sich ein fühlendes Herz zu gewinnen."

„Du könntest glauben?“ rief Versoris. „Daß Jeanne von Poitiers und Blanche von la Marche —“ „Allerdings Damen sind, die Liebe verdienen“ — fiel ihm die Königin ins Wort — „nicht Königinnen zwar, aber — kommt das bei der Liebe in Betracht? Lebe wohl, schöner Page — verlasse mich!“

„Du kannst mich wahnsinnig machen —“ sprach Versoris, „ich komme in der Angst meines Herzens hierher, gegen Dein Verbot, um mich von Deinem Zustande zu überzeugen und finde Dich nicht! Du bist aus — zur Nachtzeit — Niemand weiß wohin! und da ich bleibe — da ich Aufklärung von Dir erwarte — überhäufst Du mich mit unverständlichen Vorwürfen, heißest mich fortgehen, da mein Leben daran hängt zu bleiben.“ —

„Ja wohl, hängt Dein Leben daran,“ rief Margaretha mit strenger Miene, „denn der König hat bereits Verdacht geschöpft und ich sehe nicht ein, warum ich mich für einen Treulosen opfern soll, der mir Liebe heuchelt, während er in seinem Busen einen Zettel verbirgt, der ihm von einer neuern, beseligendern Liebe spricht —“

„Ein Zettel?“ — fragte Versoris.

„Ja — ein Zettel —“ fuhr die Königin fort, „der Dir hier unter meinem Fenster gegeben wurde, und den Du mit einer Inbrunst in Dein

Koller steckteſt — mit einer Andacht, möcht' ich ſagen. Du konnteſt freilich nicht glauben, daß ich die Zuſchauerin abgeben würde, aber ich hörte Deine Stimme und Du wollteſt vielleicht mir einige Worte ſagen, dachte ich, — da ging ich — ſo ſchwach ich war — ans Fenſter und ſah wie Du den Zettel —"

„Margaretha!" rief der Jüngling. „Welch ein Verdacht! und wenn ich Dir nun ſage, daß es ein mir faſt fremder Mann war, der mir jenen Zettel anvertraute. Daß ich ſelbſt nicht weiß, wie ich dazu kam, daß er es that. Ich ſah ihn nur einmal — in der Schenke eines Italiäners — geſtern, wie ich glaube. Er ſprach viel von ſeinen Abenteuern, und da er meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſo ließ ich mich mit ihm in ein Geſpräch ein, dem ein Freundſchaftsbund folgte, wie man ihn nun eben auf ſolche Weiſe, an dergleichen Orten, und von Gelegenheiten dieſer Art begünſtigt, zu ſchließen pflegt —"

„Und dieſer Freundſchaftsbund" — ſagte Margaretha mit Spott — „und jener Zettel, den Du empfingſt und ſorglich aufbewahrteſt — welch ein ſinnreicher Zuſammenhang!"

„Du könnteſt wirklich meinen Worten mißtrauen?" fragte Verſoris.

„Weil Deine Ausflucht ſehr ſchlecht erfunden iſt," ſprach die Königin. „Du hätteſt Dich beſſer

vorbereiten sollen. Deine Geliebte muß wenig Scharfsinn besitzen, oder Du hast sie nicht um Rath gefragt. Weiber erfinden sonst dergleichen List mit größerm Talente. Das Einzige, was ich dabei bewundern könnte, ist, daß Du noch die Frechheit hast, mich diese Nacht, mit der Trophäe Deines Sieges aufzusuchen; doch Du hast meinen Ausgang belauscht und wolltest den Eifersüchtigen spielen, um mich zur Rede stellen zu können." —

Sie wandte sich verächtlich von ihm. —

„Margaretha, Du tödtest mich" — rief der Jüngling verzweifelnd aus, „so höre mich an! Du sollst Morgen sehen, daß ich dem Fremden in Deiner Gegenwart den Zettel übergeben werde." —

„Und warum hätte er ihn Dir anvertraut?" fragte die Königin.

„Wahrscheinlich enthält der Zettel irgend ein wichtiges Geheimniß," erwiederte Versoris mit einiger wiedergewonnenen Fassung, „das er in dem Augenblicke, wo er sich anschickte, irgend ein gefährliches Abenteuer zu bestehen, sichern Händen anvertraut wissen wollte."

„Du scheinst Dich jetzt besser zu besinnen," sagte die Königin — „aber dennoch bekehrst Du mich nicht. Gib mir diesen Zettel — ich will ihn nicht erbrechen — aber aus meinen Händen soll ihn Dein abenteuerlicher Freund zurückfordern —"

„Alles, was Du von mir forderst, Margaretha, nur das nicht —“ sprach Versoris. „Könntest Du verlangen, daß ich das Zutrauen der Freundschaft verletze?“ —

„Und Du wagst es, das mir zu sagen,“ rief Margaretha, von Schmerz ergriffen, aus, „mir — die ganz andere Bande um Dich zerrissen hat? Welche Opfer brachte ich Dir — doch ich will schweigen — denn einem Undankbaren dünken sie gering — und wahre Liebe hast Du mir ja nie empfunden?“

„Margaretha!“ flehte Versoris.

„Wenn er so vor mir stände, wie ich jetzt vor ihm,“ sprach die Königin in sich verloren. „Wenn er flehte, wenn er Ruhe der Seele von mir verlangte, wenn ich Alles hingeben müßte, um seine innere Qual zu enden, würde ich mich besinnen, sein Glück mit dem meinigen zu erkaufen? Er spricht von Treubruch in so geringfügiger Angelegenheit — Treubruch ist nicht das Wort dafür! — Aber was that ich? — Was wagte ich — welche Opfer brachte ich ihm — ich — die Königin! doch gleichviel — auch die Königin ist nur ein Weib!“ —

„Und Du hattest wirklich dies Gemach verlassen — krank — in dieser finstern Nacht — um mich zu suchen — den Du strafbar glaubtest?“ fragte der Jüngling.

„Den ich noch strafbar glaube!" rief die Königin. „Ach, Luigi! wenn jene Zeilen nicht von einem Weibe Dir geschrieben wurden, wenn Du unschuldig wärst, rein vor mir ständest — und Alles begehrtest — es würde Dein! Ich würde mit Wollust den Fluch des Himmels auf mich laden! Was fragte ich nach dem Zorne des Königs, was nach meinem Rufe, meiner Ehre, meinem Stande? Und stießen sie mich in den Pfuhl der Schande und Deine Liebe bliebe mir gewiß, ich trotzte ihnen Allen — und dünkte mich ein reiner Engel in Deinen Armen!" —

„Das könntest Du?" rief Luigi.

„Frage mich nicht mehr, sondern verlasse mich," rief Margaretha in gesteigertem Schmerze, „denn ich bin ja nur ein Weib — ein verachtetes Geschöpf — das tief steht unter dem Begriffe von Ehre und Männerwort! Ein schwaches, liebendes Weib, das man ungestraft auf die Folter spannen darf, das man mit einem Worte erretten kann, und das man vor Eifersucht umkommen läßt." —

„Wie aber — wenn es Jemand erführe" — fragte Luigi mit ängstlicher Miene.

„Wer sieht uns hier? sind wir nicht ganz ohne Zeugen?" entgegnete sie rasch.

„Aber Du stellst mir den Zettel Morgen vor zehn Uhr unerbrochen zurück, um ihn dem Fremden selbst, doch so einzuhändigen, daß Dir kein Zweifel darüber bleibe; das versprichst Du mir?“ fragte Luigi.

„Das versprech' ich Dir!“ erwiderte sie feierlich mit leuchtenden Blicken.

„Nun wohlan, ich traue Deinem Worte!“ sagte Luigi, und mit bebender Hand zog er einen Zettel aus seinem Koller und legte ihn in die der Königin. Sein fester Blick wollte auf dem ihrigen ruhen, senkte sich aber wieder schnell, und schmerzhaft rief er aus: „Was machst Du aus mir?“ —

Die Königin verbarg den Zettel, indem sie sagte: „Unversehrt erhältst Du ihn wieder von mir, um ihn Deinem Freunde zu geben! Jetzt, mein Luigi, bin ich ganz Dein! keine Andere macht mir Deinen Besitz streitig — Du bist mir treu — mein Geliebter! mein Alles!“

Und ihre weißen Arme umschlangen ihn, und ihre kalten Lippen erwarmten bald von seinen glühenden Küssen.

Der Morgen erhellte die Wiese und weckte Beide aus ihren süßen Umarmungen.

„Wir scheiden — doch nur auf kurze Dauer“ — sprach sie. „Eine Stunde vor der von Deinem Freunde Dir bestimmten Zeit hole den Zettel aus

meinem Gemache und ich will Dir unentweiht Dein Geheimniß zurückliefern; doch einen Auftrag habe ich noch für Dich, dessen Vollziehung Du mir dann zugleich melden wirst."

Sie erhob sich und ging zum Tische, um zu schreiben, dann trat sie wieder zu ihm hin, ihm die Schrift übergebend.

„Du suchst sogleich den Hauptmann Buridan auf, um ihn in meinem Namen zu verhaften und nach dem Chatelet in enge Gewahrsam zu führen —"

„Buridan?" fragte Luigi, „den Geächteten, Entflohenen? Wo werd' ich ihn finden?"

„Seinen Bruder, den Hauptmann," antwortete die Königin. „Es ward mir bestimmte Kunde, daß er mit den nächtlichen Ermordungen im genauesten Zusammenhange steht. Auch der alte jüdische Zauberer wurde bereits eingefangen. Es ist endlich einmal Zeit, daß diesen Freveln gesteuert werde; und der König würde unser mildes Regiment schelten, daher ich denn nicht versäumen will, Strenge walten zu lassen. Ich rechne auf Deinen Eifer, mir zu dienen."

Der glückliche Versoris, oder Robert, wie er eigentlich hieß, eilte von Verlangen durchglüht fort, den Befehl seiner geliebten Königin auf das Eifrigste zu vollziehen, nicht ahnend, daß er denjeni-

gen zu verhaften gesandt war, gegen den er so eben den schnödesten Treubruch begangen hatte.

Eben so wußte Buridan nicht, welchem Schicksale er entgegenging, als er sich am Waldrande, vom Mooslager und Gulreddins Seite erhob, um zum Sturze seines Feindes Enguerrand de Marigny nach Paris aufzubrechen. —

Ende des ersten Theils.

gen zu verhaften gesandt war, gegen den er so eben den schändlichen Treubruch begangen hatte.

Eben so wußte Durrhan nicht, welchem Schicksale er entgegenging, als er sich am Nachmittage Mecklinger unter Benedettos Eskorte, um zum Grabe seines Freundes Enguérand de Marigny nach Paris aufzubrechen. —

Ende des ersten Theiles.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Gorgona Bilder aus dem französischen Mittelalter

Bd.: 1

Hamburg (1833)

P.o.germ. 842 eb-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113793-9